Wag. Leg. 1A 6/1

10.155

-2-

C. J. Wagenseil,
Augsburg. 1817.

M. Tullius Cicero.

Historische Unterhaltungen für die Jugend

von

C. J. Wagenseil,
Königl. Baierschem Regierungsrath des Ober-Donaukreises.

Historia — vitae magistra.
CICERO.

Zweites Bändchen.
Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit Kupfern.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Nürnberg, 1817.
Bei Friedrich Campe.

Inhalts-Anzeige.

I. Römer.

Seite

1) Brutus als Vater und Richter . . 1

2) Coriolanus 4

3) Marcus Portius Cato . . 9

		Seite
4) Fabricius	, , , ,	15
5) Regulus	, , , ,	18
6) Camillus	, , , ,	23
7) Sylla	, , , ,	28
8) M. Tullius Cicero	, , ,	33
9) C. Julius Cäsar	, , ,	44
10) T. Pomponius Atticus	, ,	55
11) Marcus Brutus	, , ,	59
12) Cato der jüngere	, , ,	64
13) Octavius Augustus	, , ,	72
14) Domitius Nero	, , ,	78
15) Seneka	, , , ,	86
16) Epictetus	, , , ,	91
17) Vespasianus	, , , ,	95
18) Titus	, , , ,	99
19) Domitianus	, , , ,	109
20) Trajanus	, , , ,	112
21) Antonin der Fromme	, ,	117
22) Markus Aurelius Antoninus	,	125

Seite
23) Heliogabalus 140
24) Probus 144
25) Constantin der Große . . 146
26) Julianus 155
27) Justinianus 165

II. Deutsche der ältern Zeit.

1) Bonifaz, der Deutschen Apostel . 171
2) Karl der Große . . . 177
3) Heinrich I. 186
4) Otto der Große . . . 191
5) Heinrich IV. (Kaiser) . . 199
6) Friedrich I. 210
7) Heinrich der Löwe . . . 218
8) Rudolph von Habsburg . . 229
9) Albrecht der Unartige . . 235
10) Johannes, König von Böhmen . 244
11) Karl IV. 254
12) Wenzeslaus 259

III. Anhang.

Seite
1) Die Gesetze der zwölf Tafeln . 267
2) Die Verschwörung des Catilina . 271

I. Römer.

I.

Römer.

1) Brutus als Vater und Richter. 2) Coriolanus. 3) M. Portius Cato. 4) Fabricius. 5) Regulus. 6) Camillus. 7) Sylla. 8) M. Tullius Cicero. 9) C. J. Cäsar. 10) Atticus. 11) M. Brutus. 12) Cato der jüngere. 13) Octavius Augustus. 14) Nero. 15) Seneka. 16) Epictetus. 17) Vespasianus. 18) Titus. 19) Domitian. 20) Trajan. 21) Antonin der Fromme. 22) Mark Aurel. 23) Heliogabalus. 24) Probus. 25) Constantin der Große. 26) Julianus. 27) Justinianus.

1.

Brutus als Vater und Richter.

Nach Tarquins des Uebermüthigen Sturz erlosch der königliche Titel in Rom; die höchste Gewalt wurde zwei vorzüglichen

Männern, die man Consuln nannte, übertragen; der erste, der diese Würde erhielt, war eben der Brutus, welcher Lukretiens Tod zu rächen feierlich geschworen hatte und auch Wort hielt. Ihm zur Seite sezte man einen andern würdigen Bürger, Namens Collatinus, und beide hatten frühzeitig Gelegenheit, zu zeigen, ob ihnen mehr ihr eigenes Bestes, oder das des Vaterlandes am Herzen liege.

Der abgesezte König Tarquinius gab sich alle mögliche Mühe, wieder nach Rom zu kommen und einige leichtsinnige Jünglinge aus vornehmen Familien, welche glaubten, daß sie unter seiner heillosen Herrschaft dem liederlichen Leben ungestraft nachhängen könnten, versprachen, ihm dazu behülflich zu seyn. Unter diesen Leichtsinnigen befanden sich zwei leibliche Söhne des Brutus. Ihr Plan wurde entdekt und man brachte die jungen Leute vor Gericht, das die Consuln auf dem öffentlichen Markt hielten, wobei eine große Menge von Römern gegenwärtig war. Brutus fragte, so wie die übrigen Mitschuldigen, auch seine Söhne, ob sie auf die gegen sie ergangene Anklage etwas zu ihrer Vertheidigung vorzubringen wüßten? Sie antworteten nur durch Thränen und bekannten also stillschweigend ihre

Schuld. Auf dieses hin sprach ihnen Brutus das Todesurtheil und befahl den Liktoren oder Gerichtsdienern, an ihnen diejenige Strafe zu vollziehen, die ihnen nach den Gesetzen gebührte. Alle Anwesenden baten für sie, selbst der andere Consul, Brutus Amtsgenosse, weinte; aber vergebens; der strenge Richter blieb unerbittlich und ließ seinen beiden Söhnen vor seinen Augen die Köpfe abhauen.

Nachdem der Gerechtigkeit genug geschehen war, entfernte sich Brutus vom Richtplatz und beweinte die hingerichteten Söhne als zärtlicher Vater. Es that ihm schmerzlich wehe, daß er ein so hartes Urtheil über seine Kinder mußte ergehen lassen, aber er wußte, daß man ihn einen ungerechten Richter würde genannt haben, wenn er seine Söhne geschont hätte, die einmal nach dem Gesetz den Tod verdient hatten.

Von dem andern Consul waren Verwandte im Komplott, aber dieser war weichherziger und fällte kein Urtheil. Das Volk, das die Gerechtigkeit in so hohem Grade geübt sah, ließ den Brutus rufen, der sich aus gerechtem Schmerz entfernt hatte. Er kam und verdammte auch diese zum Tode.

2.

Coriolanus.

Cajus Marcius Coriolanus verlor frühzeitig seinen Vater, war aber glüklich genug, in seiner Mutter eine sorgsame Erzieherin zu finden. Tapferkeit und kriegerischer Muth waren diejenigen Vorzüge, die man, nachdem Rom eine Republik geworden war, an den Jünglingen am meisten bewunderte und daher auf deren Ausbildung mehr, als auf das Wissenschaftliche Rüksicht nahm, statt daß beides miteinander hätte verbunden werden sollen, um das Rauhe, welches dem bloßen Krieger anklebte, durch jenes zu mildern. Coriolan ergriff schon frühzeitig die Waffen, machte seinen Körper durch Leibesübungen gewandt, konnte daher schon als Jüngling sich im Krieg gegen den verjagten Tarquinius auszeichnen, und aus keiner der folgenden Schlachten, denen er beiwohnte, kam er ohne den Siegeskranz zurük.

Gleich in den ersten Zeiten der Republik gab es viele Uneinigkeiten zwischen den Patriziern und dem Volk. Jene, als die reichern, suchten ihre Gewalt immer mehr auszudehnen, nahmen dem Volk eins seiner Rechte nach dem andern und hätten es gerne ganz

unterjocht, so daß aus Einem Tirannen ihrer viele geworden wären. Das Volk brachte es endlich dahin, daß eine neue Art obrigkeitlicher Personen — die Tribunen, oder Zunftmeister — errichtet wurde, deren Obliegenheit war, das Volk vor allen Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten der Patrizier zu beschützen und sich alle dem standhaft zu widersetzen, was etwa zum Nachtheil desselben beschlossen werden könnte. Coriolan war mit dieser Einrichtung unzufrieden und ermunterte die Patrizier, sich in Vertheidigung des Vaterlandes dergestalt auszuzeichnen, daß man sehe, nicht der Reichthum sei es, der die Patrizier über das Volk setze, sondern die Tapferkeit.

Einst entstund zu Rom eine große Theurung und man ließ Getreide aus der Ferne kommen, um es unter das Volk auszutheilen; allein Coriolan sezte sich heftig entgegen und sagte: man sollte dasselbe lieber anweisen, den Ackerbau zu lernen, damit es künftig keine Zeit mehr haben möchte, auf Meutereyen zu sinnen. Überhaupt, meinte er, man sollte die Volksgewalt einschränken und die Tribunen aufheben, durch die die Macht der Consuln herabgewürdigt werde. Als dieß die Tribunen hörten, liefen sie wüthend unter das Volk, das beinahe das Rathhaus gestürmt hätte. Es

ließ den Coriolan vor Gericht fordern, um sich zu vertheidigen; allein da diese Vertheidigung mehr eine Anklage des Volks, als eine Vertheidigung seiner selbst war, so verdammten ihn die Tribunen, als Verbrecher, von dem tarpeïschen Felsen herabgestürzt zu werden. Ein Theil des Volks fand diesen Urtheilsspruch zu hart und brachte es theils durch Fürbitten, theils durch Gewalt dahin, daß die Todesstrafe in eine ewige Landesverweisung verwandelt wurde. Nach eröffnetem Urtheil ging das Volk so vergnügt auseinander, als ob es eine Schlacht gewonnen hätte; der Senat hingegen war traurig und niedergeschlagen. Coriolan nahm von seiner Gattin und Mutter Abschied, ermahnte sie, ihr Schiksal gelassen zu ertragen und verließ die Stadt, äusserlich ruhig scheinend, aber innerlich Rache gegen die Römer brütend. Er ging zu ihren erbittertsten Feinden, den Volskern und reizte sie sogleich zum Krieg. Man gab ihm nicht nur willig Gehör, sondern machte ihn noch überdieß zum obersten Befehlshaber, worauf er zum Verderben der Römer mit seinem Heer heranrükte. Man schikte Abgeordnete an ihn, die ihn zum Frieden bewegen sollten, aber vergebens, und er machte solche Bedingungen, die man durchaus nicht glaubte annehmen zu können. Die

Priester und andere an ihn abgeschikte Religionsdiener vermochten über Coriolan eben so wenig, aber endlich, als die Römer sich schon für verloren hielten, wagte es seine Mutter, sich dem erbitterten Sohn entgegen zu stellen. Sie nahm mehrere vornehme römische Frauen, auch Coriolans eigene, samt seinen Kindern mit und redete ihn folgendermassen an *). „Ehe du mich umarmest, laß „mich wissen, ob ich zu einem Feind der Römer, oder zu meinem Sohn komme. Laß „mich wissen, ob ich hier Mutter oder Gefangene sei? Dahin also ist es in meinem „Alter mit mir gekommen, daß ich dich erst „als vertriebenen Flüchtling, und dann als „Feind vor unsern Mauern sehen muß! Wagtest du es, den Boden zu verwüsten, auf „dem du geboren bist? Hast du deine Wuth „nicht verloren, mit der du auszogest, als „du zuerst unsre Grenzen betratest? — Als „du Rom sahst, fiel dir nicht mein Haus und „dessen Schuzgötter, fielen dir nicht deine „Mutter, nicht dein Weib und deine Kinder „in die Augen? O! daß ich dich nie geboren „hätte, so würde Rom frei bleiben! Hätte „ich keinen Sohn, so würde ich als freie Rö-

*) Frei übersezt aus Livius 2. B. 40. Kap.

„merin in einer freien Stadt meinen Geist „aushauchen! Es kann also nichts über mich „kommen, das für dich schändlicher und mir „schmerzlicher wäre; ich werde am längsten „gelebt haben. Du siehst, wenn du es so „forttreibst, daß entweder schneller Tod, oder „ewige Knechtschaft meiner wartet.“

Noch blieb Coriolan unbewegt, als aber seine Mutter, seine Gemahlin und Kinder nebst den übrigen Frauen ihm zu Füße fielen, — da brach ihm das Herz. Er widerstand nicht länger und versprach, die Volsker zu bereden, in ihr Land zurük zu ziehen und den Römern den Frieden zu schenken. Zu seiner Mutter sagte er: „Rom hast du zwar „gerettet, aber dein Sohn ist ver„loren.“

Er hatte wahr gesprochen, denn die Volsker brachten ihn um, weil er sie von Rom, das sie schon erobert zu haben glaubten, wegführte. Er opferte der kindlichen Achtung gegen seine Mutter solchergestalt sein Leben auf. Dieser Zug seines Charakters ist ohnstreitig schöner, als der, daß er, da die Römer ihn ausstießen, weil er ihrer Freiheit gefährlich schien, mit Rache erfüllt wegging, und als Feind des Vaterlandes wiederkehrte, in welchem doch nur einige gegen ihn gesündigt hatten.

3.

Marcus Portius Cato.

Es war ohngefär zweihundert Jahre vor Christi Geburt, daß M. Portius Cato sich von einem Redner und Advokaten bis zu den höchsten Bedienungen in der römischen Republik empor schwang. In seiner frühern Jugend gieng er mit zu Felde, diente unter dem Heer und trug eine Menge Wunden aus den Schlachten für das Vaterland. Sein erster Feldzug fällt in sein 17tes Jahr, die Zeit, in welcher Hannibal Italien verwüstete. In der Folge besaß er ein Landgut, das nahe an dem Haus lag, wo einst Manius Curius wohnte, der berühmte Mann, der die furchtbarsten Feinde überwunden, den Pyrrhus verjagt, drei Triumphe gefeiert, dann seine Aecker selber gepflügt hatte und Rüben kochte, als die Gesandten der Samniter kamen und ihm grosse Summen vergebens anboten, wenn er zu ihrem Vortheil handeln wollte. Dieses Beispiel schwebte dem Cato immer vor Augen und er suchte sich nach dem grossen Manne zu bilden.

Durch seine Beredsamkeit vermehrte er seinen Ruhm immer mehr; man nannte ihn nur den römischen Demosthenes und durch seine

strenge und mässige Lebensart zog er aller Augen auf sich. Es war ein seltener Anblick, in dem üppigen Rom einen Mann von alter Weise und Sitte zu sehen, der sich jeder Arbeit unterzog, dessen Mahlzeiten nur aus kalten Speisen bestunden, der mit einem schlechten Kleide und einem geringen Hause vorlieb nahm, und es für besser hielt, entbehrliche Dinge nicht zu haben, als sie zu besitzen. Er war gütig gegen seine Hausgenossen, aber äusserst strenge in Amtsgeschäften und unerbittlich bei Verwaltung der Gerechtigkeit, in der Art sich auszudrücken gefällig und ernsthaft, scherzhaft und finster, angenehm und zurückschreckend, je nachdem es der Zweck erforderte. Von seiner Uneigennützigkeit legte er dadurch die schönste Probe ab, daß er im Krieg von keiner Beute etwas nahm, als das wenige, was er gegessen und getrunken hatte.

Zehn Jahre, nachdem er Consul gewesen war, bewarb er sich um das Amt eines Censors, welches eins der höchsten Ehrenämter in Rom war. Ein Censor hatte die Aufsicht über die Sitten und das Betragen der Römer. Er durfte einem Ritter das Pferd, ein Zeichen seines Standes, nehmen, und einen Senator, wenn er unordentlich gelebt hatte, aus dem Senat stossen. Die Censoren schäz-

ten das Vermögen der Bürger und ordneten sie nach demselben in Klassen, auch waren noch viele andere Vorzüge und Gewalt mit diesem Amt verbunden. Cato erhielt es, ohngeachtet die Patrizier alles anwendeten, ihn zu entfernen, weil er ihnen von zu geringer Herkunft zu seyn schien, aber ohngeachtet er es mit grosser Strenge verwaltete, war doch das Volk nicht unzufrieden. Es errichtete ihm sogar in einem Tempel ein Denkmal, welches ohngefähr die Innschrift hatte: daß er den sich zur Verderbnis neigenden Staat durch gute weise Verordnungen und wohlthätige Einrichtungen wieder verbessert und aufgerichtet habe. Eine seiner Schwachheiten war, daß er sich gerne rühmen hörte, obwohl er es ungerne sah, wenn andere sich loben liessen, und von denen, die wegen Vergehen angeklagt wurden, pflegte er zu sagen: Sie verdienen Nachsicht, denn sie sind keine Catonen.

Plutarch giebt ihm das Zeugnis: er sei ein liebreicher Ehemann, ein zärtlicher Vater und ein sehr aufmerksamer Hauswirth gewesen. Das folgende beweißt es. Waren seine Staatsgeschäfte geendet, so war er selber zugegen, wenn sein erster Sohn gebadet, gestillt und eingewickelt wurde. So bald er ein wenig heranwuchs, lehrte ihn der Vater selber

lesen, Leibesübungen und die Geschichte des Vaterlandes. Er mußte Hitze und Kälte ertragen, über grosse und reissende Ströme schwimmen lernen. Mit eigener Hand schrieb er ihm allerhand Historien mit grossen Buchstaben, um diese nachzumalen; kurz, er gab sich alle Mühe, ihn an Leib und Seele gesund zu machen.

Wenn es nicht Erfahrungssatz aller Zeiten wäre, daß man in jüngern Jahren Geld und Reichthümer verachte, hingegen in spätern gemeiniglich auf Sammeln und Ersparen denke, so daß manche jugendliche Verschwender alte Geitzhälse werden, so könnte man sichs nicht wohl erklären, wie der ernste Cato, der früher alle Beute im Krieg verachtete und sie seinen Soldaten überließ, im Alter nach Reichthümern haschen konnte, so daß er es bis zum Wucher auf der See trieb, und sich manchem bittern Urtheil blos stellte. Sein Grundsatz wurde: „Derjenige sei ein beneidenswerther Mann, der in seinen Rechnungen mehr hinterlasse, als er von seinen Eltern geerbt habe.“ Darum hielt er auch seinen Sohn nachdrücklich zur Sparsamkeit an und das mit Recht, weil nach dem Sprichwort „derjenige den Thaler nie wird sparen lernen, der den Pfenning nicht zu sparen weiß.“

Seine freien Stunden widmete Cato dem Bücherschreiben und dem Ackerbau, welches beides er für die angenehmsten Unterhaltungen eines vernünftigen Mannes hielt. Er schrieb ein Buch über die Landwirthschaft und lehrte darinn sogar, wie man Kuchen backen und das Obst gut erhalten solle. In seinem Alter liebte er eine gute gesellige Tafel und unterhielt sich gerne sowohl mit jüngern, als mit ältern Personen. Jedermann hörte ihn gerne, weil er sich ausserordentlich viele Lebensweisheit und Erfahrungen gesammelt, viel Merkwürdiges gesehen und gehört hatte. Bei seinen Mahlzeiten durfte aber nur rechtschaffener und verdienter Männer erwähnt werden, der unnützen Glieder des Staats durfte man nicht gedenken.

Cato starb im Anfang des dritten Krieges der Römer mit den Karthageniensern, den er selbst bewirkte. Wir wollen zum Beschluß seiner Schilderung noch einige merkwürdige Reden von ihm anführen.

Die Römer wurden zu seiner Zeit immer üppiger und wollüstiger. Er gab seinen Unwillen darüber dadurch zu erkennen, daß er sagte: „Eine Stadt kann schwerlich bestehen, „in welcher ein Fisch mehr, als ein Ochse „kostet.“

Einst zeigte er auf einen jungen Mann, der sein väterliches Erbtheil verschwendet hatte, mit den Worten: „Was das Meer nicht „hat verschlingen können, hat dieser mit leich„ter Mühe verschluckt.“

Zu den Römern sagte er oft: „Wenn ihr durch Tugend und Mässigkeit groß geworden seid, so schlagt nicht um und werdet nicht schlimmer; wenn es aber durch Unmässigkeit und Bosheit geschehen ist, so bessert euch, denn ihr seid dadurch nun groß genug geworden.“

Diejenigen, sagte er öfters, die mit zu grossem Eifer nach den höchsten Ehrenstellen streben, sind mit Leuten zu vergleichen, die den Weg nicht wissen und die Liktoren zu Führern und Begleitern verlangen, um nicht irre zu gehen. —

Wenn die Römer das Consulat zu oft einerlei Personen überliessen, verwies er es ihnen folgendermassen: „Ihr müßt entweder das Consulat für etwas sehr unwichtiges, oder nicht viele dessen würdig halten.“

Einmal schikten die Römer eine Gesandtschaft nach Bythynien, davon der eine ein Podagrist, der zweite trepanirt, der dritte verrükt war. Hierüber sagte Cato scherzend:

„Die römische Gesandtschaft hat keinen Kopf, keine Füsse und kein Herz.“

Eines dicken Menschen spottete er mit den Worten: „Wie kann ein Mann der Stadt nützen, der von der Gurgel bis zum Unterleib lauter Bauch ist?“

Einen Wollüstling, der seinen Umgang suchte, wies er so ab: „Ich kann nicht mit einem Menschen leben, dessen Gaumen mehr Empfindung hat, als sein Herz.“

„Das Alter“ — sprach er zu einem abgelebten Greisen — „hat schon ohnehin viele schädliche Fehler an sich; vermehre sie nicht durch ein schändliches Leben noch stärker.“

4.

Fabricius.

Zur Zeit, als die römischen Waffen den Völkern umher schon sehr furchtbar waren, führten diese glücklichen Eroberer auch mit den Tarentinern im untern Italien Krieg. Diese waren zu schwach zum Widerstand und riefen den König Pyrrhus von Epirus um Hilfe und Beistand an. Er war dazu bereit und jezt hatten die Römer einen furchtbaren Feind, denn er war nicht nur ein sehr geschikter Feldherr, sondern auch in mancherlei Künsten

des Krieges weit erfahrener, als sie. Anfangs war er auch ziemlich glüklich, aber bald kam es so weit, daß er es versuchen mußte, durch seinen Vertrauten Cineas, den er nach Rom sandte, einen Frieden zu unterhandeln. Der Senat war nicht ungeneigt, allein ein angesehener, alter blinder Greis ließ sich in einer Sänfte aufs Rathhaus tragen, um einen schimpflichen Frieden abzuwenden. Seine Rede fruchtete auch wirklich so viel, daß man den Cineas mit der Antwort zurükschikte: Pyrrhus müsse erst Italien räumen, vorher sei an keine Unterhandlung zu denken. Bald darauf sandten die Römer eine Gesandtschaft wegen Auswechslung der Gefangenen an Pyrrhus und unter den dazu ernannten Männern befand sich auch Fabricius, ein ehrwürdiger, tugendhafter Alter. Er war schon einmal Consul gewesen, lebte aber in der größten Armuth. Sein ganzer Vorrath von Silbergeschirr bestund aus einem Becher, dessen Boden nur von Horn war. Er konnte seinen Töchtern kein Heirathgut geben, sondern sie mußten auf öffentliche Kosten ausgesteuert werden. Die Samniter hatten ihm in frühern Zeiten grosse Geschenke angeboten, aber er schlug sie mit den Worten aus: „Ich „bin schon reich genug, denn ich weiß meine

„Be-

„Begierden zu mässigen, und brauche daher „nur wenig.“

Dieser weise Mann stund nun vor Pyrrhus, der ihn mit einer Hochachtung, wie sie seinem Alter ziemte, empfangen hatte. Auch dieser König versuchte es vergebens, den Fabricius mit Geld zu gewinnen; er nahm nichts an. Nun wollte er eine Probe machen, ob der Unbestechliche nicht durch einen plötzlichen Schrecken aus seiner Fassung gebracht werden könnte. Er befahl also, einen Elephanten hinter die Tapeten des Zimmers zu stellen, der auf ein gegebenes Zeichen plötzlich mit seinem Rüssel über den Kopf des Römers hinfahren sollte. Fabricius bemerkte es, und sagte dem König ganz unerschrocken: Weder dein grosses Thier, noch dein Gold von gestern rühren mich. Pyrrhus war fähig, diese Seelengrösse zu fühlen und ließ die Gefangenen frei, obwohl der Krieg zwischen ihm und den Römern fortgieng.

Der alte Fabricius kommandirte einen Theil der römischen Armee und in eben dem Augenblik, in dem er sich mit derselben der feindlichen näherte, erhielt er einen Brief von dem Arzt des Pyrrhus, der sich anerbot, gegen eine Belohnung seinen König durch einen vergifteten Trank ums Leben zu bringen

und die Römer von einem gefährlichen Feind zu befreyen. Fabricius zürnte nicht nur über den Elenden, sondern ließ sogleich den Pyrrhus vor diesem gefährlichen Verräther warnen. Als Pyrrhus es hörte, rief er bewundernd aus: „O Fabricius! Man würde eben so wenig die Sonne in ihrem Lauf, als dich in der Tugend aufhalten!" denn Fabricius hatte ihm sagen lassen: „Die Römer bemühten sich, ihre „Feinde mit den Waffen in der Hand zu „überwinden, aber zu niedrigen Künsten, sie „aus dem Wege zu räumen, könnten sie sich „nie verstehen."

Nachdem der Krieg gegen den Pyrrhus sechs Jahre lang gedauert hatte, waren die Römer völlig Sieger, und dieser zuvor so furchtbare Feind mußte ganz überwunden nach Griechenland zurükziehen.

5.

Regulus.

In einem Krieg mit den Karthaginiensern, den man gewöhnlich den „ersten punischen" nennt, war es hauptsächlich der Konsul Regulus, der den Römern ausserordentlich gute Dienste that. Indessen war das Glük doch

wandelbar, denn bald wurden die einen, bald die andern geschlagen. Die Römer überzeugten sich, daß sie Sicilien, um das es damals galt, nicht anders erobern könnten, als wenn sie ihre Feinde in ihrem eigenen Lande angriefen. Der Senat schikte in dieser Absicht den Regulus und Manlius nach Afrika. Jener war ein ausgezeichnet vortreflicher Feldherr, sehr strenge gegen sich selbst, weniger gegen andere, mässig, voll Patriotismus und alle seine Neigungen waren der Vaterlandsliebe untergeordnet. Sie hatten eine Flotte von dreihundert Schiffen und die Karthaginienser kamen ihnen mit nicht weniger entgegen. So sehr aber die leztern den erstern an Schiffahrts-Künsten überlegen waren, so waren es dagegen diese jenen an Muth und Kriegsgewandtheit. Die Flotte der Karthaginienser wurde zerstreut, vier und fünfzig Schiffe genommen; eine Landung auf den Küsten von Afrika, die Einnahme der Stadt Klupea und zwanzigtausend Mann Gefangene waren die Frucht dieses Sieges. Manlius ging nach Italien zurük und Regulus blieb allein in Afrika, wo er einen Vortheil um den andern zu erfechten Gelegenheit bekam. Mehr als achtzig Städte unterwarfen sich den Römern, und alles floh nach Karthago, besonders die

Landleute, die die Verheerungen und Plünderungen der Feinde fürchteten. In dieser Noth baten die Karthaginienser um Frieden. Regulus war zwar nicht abgeneigt, ihn zu gewähren, aber die Bedingungen, die er vorschrieb, waren sehr drückend und hart, daher sie auch nicht angenommen wurden, und man von beiden Seiten sich wieder schlagfertig machte, um so mehr, als die Karthaginienser Beistand von den Lacedämoniern erhielten, und sich den Römern nun ganz gewachsen glaubten.

Der fremde Feldherr, Xantippus, sezte den Regulus gleich anfangs in eine unerwartete Verlegenheit. Er veränderte das Lager, das sich bis dahin an Wäldern und andern nicht leicht zugänglichen Orten befand, wo die Reuterei nicht handeln konnte, und die Elephanten ganz unnüze waren. Dafür rükte er ins offene Feld, beunruhigte die Römer beständig und nöthigte sie endlich, sich in eine Schlacht einzulassen. In dieser wurden sie fürchterlich geschlagen, denn der größte Theil ihrer Armee wurde getödtet und Regulus selbst gerieth in Gefangenschaft. Die „punische Treue (fides punica)“ wie man sie spottweise nannte, zeigte sich jezt in einem sehr auffallenden Lichte. Da den Karthaginiensern der Gedanke, daß sie einem Fremden

einen so glorreichen Sieg zu danken haben sollten, bey ihrem Stolz unerträglich war, ließen sie es dem Xantippus unverholen merken. Er bat sie daher um ein Schiff, damit er nach Hause zurükkehren könnte, und dieß gaben sie ihm unter verstellten Freundschaftsbezeugungen; aber — wenn einigen alten Schriftstellern zu glauben ist, so befahlen sie denjenigen Schiffleuten, die es regierten, den Xantippus und seine Gefährten bei der ersten schiklichen Gelegenheit ins Meer zu werfen, damit sie sich des für sie erfochtenen Sieges nicht möchten rühmen können.

Das Unglük der Römer war im Steigen; sie sahen dem Schiksal, aufgerieben zu werden, entgegen und in dieser mißlichen Lage kam ihnen das Anerbieten der Sieger, daß man Abgesandte nach Rom schicken wolle, um einen annehmlichen Frieden zu unterhandeln, recht sehr gelegen. Diesen Gesandten beschloß man, den Regulus, der seit vier Jahren als Gefangener in Ketten geschmachtet hatte, als Fürsprecher mitzugeben, weil man sich überredete, der Kerker werde ihn mürbe genug gemacht haben, daß er gewiß, um den Frieden zu erzielen, nichts versäumen werde. Indessen mußte er versprechen, im Fall er in Rom nichts gedeihliches ausrichte, mit den

Gesandten wieder zurük zu kommen, und man ließ ihm nicht undeutlich merken, daß sein Leben von dem Ausgang dieser Unterhandlung abhange.

Der römische Senat war selber des Kriegs müde und glaubte, daß es wünschenswerth wäre, unter jeder Bedingung zu enden, besonders auch darum, weil man sich dadurch den alten verdienten Regulus, den ganz Rom verehrte, wieder gegeben sah. Es bedurfte nur der Zustimmung dieses Mannes und die Sache hätte sich nach den Wünschen beider Theile geendet. Nun forderte man den Regulus auf, seine Meinung zu sagen und er — rieth zu aller Erstaunen zur Fortsetzung des Krieges und schilderte die Lage der Feinde so, daß die Römer Muth bekommen mußten, sich aufs neue mit ihnen zu messen. Da man wußte, in welche Gefahr sich Regulus durch diesen Rath selber stürzte, so konnte man sich lange nicht dazu entschließen; aber der edle Patriot kehrte freiwillig wieder zu seinen Ketten zurük, widerstand allen Bitten und Vorstellungen, sah nicht einmal seine Familie und ging nach Karthago ab.

Als die Karthaginienser von ihren zurükgekommenen Gesandten hörten, was vorgegangen war, stieg ihre Erbitterung gegen den

Regulus auf den höchsten Grad. Sie weihten ihn dem Tode und — wenn die Erzählung der Alten wahr ist — einem sehr schmerzhaften. Er soll in ein Faß, welches mit Nägeln ausgestekt gewesen, gepakt und darinn so lange hin und hergerollt worden seyn, bis er den Geist aufgab.

6.

Camillus.

War der Censor Cato ein ehrwürdiger und um die römische Republik nicht wenig verdienter Mann, so war es Camillus in vielerlei Betracht, wenn nicht noch mehr, doch wenigstens in gleichem Grade. Er gewann als Feldherr viele Schlachten, wurde fünfmal zum Diktator erwählt, feierte vier Triumphe, erhielt den Namen des zweiten Stifters von Rom und war doch niemals Consul.

Er stammte aus dem Geschlecht der Furier, das damals noch in geringem Ansehen stund und erst durch ihn emporgehoben wurde, indem er sich in einer großen Schlacht gegen die Volsker sehr auszeichnete. Er ritt der Armee voran, und ob er gleich verwundet war, so verließ er doch seinen Platz nicht,

sondern zog den Pfeil, der ihn getroffen hatte, aus der blutenden Wunde und kämpfte fort, bis die Feinde flohen. Für diese große That wurde er Censor. Unter seinem Censoramt entstunden häufige Streitigkeiten zwischen den Bürgern und Patriziern, die er mit großer Weisheit beilegte, und obwohl er es bald dem einen, bald dem andern Theil nicht recht machen konnte, so sezte man doch so großes Vertrauen auf ihn, daß ihm die höchste Gewalt unter dem Namen eines Diktators übertragen wurde, weil die Bürger, die sich vor einer Herrschaft von mehrern scheuten, nicht zugaben, daß während ihrer Streitigkeiten mit den Vornehmern Consules gewählt werden durften.

Camillus that den Römern ausserordentlich viel Gutes und beförderte ihr Bestes zu Hause und im Felde. Manchen hatte er durch Kriegsbeute reich gemacht, und dennoch traf auch ihn das Loos der Verfolgung. Nach einem Krieg mit den Phaleriern erließ er diesen die ihnen auferlegte Kriegs-Contribution und Plünderung; hierüber murrten die rohen Soldaten, als ob Camillus den gemeinen Mann vernachlässige und dem Armen den erwarteten Vortheil entreisse. Man zog ihn in eben dem Augenblik, in dem er über den Tod

seines zweiten Sohnes sehr betrübt war, vor Gericht und klagte ihn verschiedener ihm aufgebürdeter Verbrechen halber an. Er beschloß daher, freiwillig die Stadt zu verlassen und that es auch. Unter dem Thor strekte er die Arme gen Himmel und flehte: daß wenn er durch Neid und Bosheit unterdrükt würde, es die Römer bald gereuen möchte und sie für nöthig fänden, ihn wieder zurük zu rufen.

Bald nach diesem Vorgang bekamen die Römer Krieg mit den Galliern, und wurden beim Fluß Allia, nicht weit davon, wo dieser Fluß in die Tiber fällt, heftig geschlagen. Hätte es der Feind verstanden, seinen Sieg zu nützen, so hätte ihn nichts gehindert, Rom zu zerstören und alle Innwohner niederzumachen. Erst drei Tage nachher erschien Brennus in derselben mit seiner Armee, nachdem die geringern Bürger sich in die nächstgelegenen Städte, die streitbaren und vornehmern aber in das Kapitolium geflüchtet hatten. Rom wurde nun geplündert, angezündet und was sich von Menschen in der Stadt finden ließ, umgebracht. Die auf dem Kapitolium, einem festen auf einem Berge gelegenen Schloß, wehrten sich herzhaft von ihren Mauern herab, als Brennus es einschliessen ließ. Vielleicht hätte er auch dieses erobert, wenn nicht eine

Schaar Gänse bei Annäherung der Gallier sehr heftig geschnattert und dadurch die Römer wachsam erhalten hätte.

Indessen dieß zu Rom vorging, lebte Camillus in der Stadt Ardea in Stille und Abgeschiedenheit. Kaum aber vernahm er das Unglük, das geschehen war, so sammelte er mehrere Haufen von zuverlässigen jungen Männern um sich, bekam von Zeit zu Zeit grössern Zulauf, doch wollte er keinen Schritt als Feldherr thun, so lange nicht die auf dem Kapitol befindlichen Römer ihn dazu feierlich würden aufgerufen haben. So schwer es war, von dorther eine Nachricht zu erhalten, so gelang es doch einem muthigen jungen Römer, sich mitten durch die Feinde zu schleichen und dahin zu kommen. Sogleich wurde Camillus, der in dieser Noth seiner undankbaren Vaterstadt zu Hilfe eilen wollte, zum Diktator ernannt. Kaum hatte er die Nachricht erhalten, so brach er mit zwanzigtausend Mann gesammelter Truppen auf und überraschte die Feinde, zernichtete den Frieden, den man in der höchsten Verlegenheit mit ihnen geschlossen hatte, schlug sie und zwang sie zu einer schimpflichen Flucht.

Nun sorgte Camillus, daß das eingeäscherte Rom wieder aufgebaut wurde, siegte

über neue Feinde, überwand alle Kabalen, die sich von Zeit zu Zeit gegen ihn entspannen, mit Klugheit und Würde, zog noch in seinem achtzigsten Jahr zu Felde und betrug sich als der erste Patriot bei allen Gelegenheiten.

Ganz zulezt drohte ihm noch eine große Gefahr. Das Volk wurde durch die großen Siege, die es erfochten hatte, übermüthig, forderte, daß er die Diktatorswürde niederlege und daß man einen Consul, nicht aus der vornehmern, sondern aus der Volksklasse, wählen sollte. Schon sollte Camillus verhaftet werden, aber mitten im Aufruhr ging er auf das Rathhaus und bat die Götter, daß sie die drohende Gefahr einer gefährlichen Revolte von Rom abwenden möchte, ohne seiner selbst mit einem Wort zu erwähnen. Nach langem Streit zwischen den Patriziern und dem Volk gaben jene nach; ein Consul aus der Volksklasse wurde gewählt und Camillus mit Jubel nach Hause begleitet. Bald darauf baute man den Tempel der Eintracht, den er den Göttern gelobt hatte, und ein Jahr hernach starb er, ehrwürdig durch Alter und groß durch ruhmwürdige Thaten, zum Besten des Vaterlandes gethan.

7.

Sylla.

Lucius Cornelius Sylla stammte aus einer der vornehmsten römischen Patrizier Familien, die jedoch nur ein mässiges Vermögen besaß. Sein Äusserliches schildert man als sehr zurükschreckend und sein moralischer Charakter entsprach diesem ebenfalls. Plutarch faßt ihn in folgende Züge zusammen: „Er war sehr veränderlich und sich selbst sehr „ungleich. Er raubte vieles und verschenkte „vieles; — erzeigte ohne Ursache Ehre und „beschimpfte ohne Ursache; schmeichelte denen, „die er brauchte, und war übermüthig gegen „die, welche seiner bedurften. Bald strafte „er die gelindesten Vergehen auf das grau„samste, bald ließ er die größten Verbrechen „unbestraft. Er war von Natur grausam und „rachsüchtig, und nur wenn ihm ein Vortheil „dadurch zuging, mässigte er sich.“

Zur Zeit, als er öffentlich auftrat, waren die Römer schon fürchterlich tief gesunken. Alle Laster gingen unter ihnen im Schwang, Aufruhr und Gewalt waren an der Tagesordnung, das Ansehen der Gesetze und Obrigkeit herabgewürdigt, Bestechungen frei geübt, ewige Uneinigkeit zwischen den Bürgern und Patri-

ziern und beständiger Kampf bedeutender Männer um die Alleinherrschaft. Durch Geld erwarb man sich Partheien, durch Schwerter strekte man seine Mitwerber zu Boden. Unter diese leztern gehören vorzüglich Marius und Sylla. — Marius zeichnete sich aus durch eine furchtbare Gestalt, Muth und Unerschrokkenheit. Er verachtete nicht nur Gefahren, sondern suchte sie wohl gar auf, war eben so sehr ein Feind der Wollust, als Sylla gerne schwelgte, — aß trockenes Brod, indessen der andere Leckerbissen genoß, aber in ungemessener Ehr- und Herrschbegierde waren sie sich ganz gleich. Die Eifersucht über die Gefangennehmung des Jugurtha entzweite sie. Zwar schien Sylla dem Marius ein zu geringer Gegenstand seines Neides, aber wie man öfters seinen Feind für unbedeutender hält, als er verdient, so ging es auch ihm, denn Sylla ward wachsam, verlor seinen Gegner nicht aus den Augen und hätte ihn vielleicht gestürzt, wenn er nicht in einem von ihm selbst veranlaßten Blutbad, das unendlich vielen das Leben kostete, umgekommen wäre.

Diese beiden Mitwerber um die höchste Gewalt in Rom lagen mehrmals förmlich gegen einander zu Felde. Einst hatte Sylla über sechstausend Gefangene gemacht und sie auf der

Rennbahn zu Rom einschließen lassen, den Senat aber hieß er im Tempel der Bellona zusammenkommen. Indeß er an diesen eine Rede hielt, ließ er alle diese sechstausend Gefangene niederhauen und als das Geschrei der Unglüklichen in den Tempel drang, sagte er zu den Senatoren: sie möchten nur auf das Acht haben, was er sage, nicht aber sich um das bekümmern, was draussen vorgehe, indem er nur einige böse Menschen züchtigen lasse. Dieser Vorgang war nur das Vorspiel noch größerer Grausamkeiten, die Sylla jezt beging und begehen ließ. Er schwur laut, daß er nunmehr diejenigen Beleidigungen, die ihm und den Seinigen unter Marius widerfahren wären, schreklich rächen wolle, und hielt Wort. Seine Soldaten verbreiteten sich durch ganz Rom, um sich in Bürgerblut zu baden. Nicht nur Sylla's dem Tod Geweihte wurden niedergemacht, sondern einzelne Soldaten suchten diejenigen auf, gegen die sie selbst Feindschaft hegten, und ermordeten sie. Ein gewisser Metellus wagte es daher, den Sylla zu fragen: „Wenn denn das Morden endlich einmal aufhören sollte?" — Sylla antwortete: „Er wisse es noch nicht, wenn er das Leben lassen werde." Sogleich wurden achtzig Personen in die Acht erklärt, ohne daß eine

obrigkeitliche Person auch nur darum gefragt worden wäre. Das Verzeichniß dieser zum Tod bestimmten Schlachtopfer wurde auf dem öffentlichen Markt angeschlagen, und als man darüber murrte, folgte ein zweites von zweihundert und zwanzig Personen und endlich ein drittes eben so starkes; dabei erklärte der Tyrann in öffentlichen Reden: „er habe nur die Namen derer aufgeschrieben, die ihm zuerst eingefallen seien; es werden noch mehrere nachfolgen.“ Wer den Kopf eines auf solche Art Geächteten brachte, wurde reichlich belohnt und wer irgend einen schonte, oder ihn mitleidig verbarg, wurde zu gleicher Todesstrafe verurtheilt. Es war, als ob ein Todesengel über dem unglüklichen Rom schwebe und alle der Vernichtung geweiht habe. Die Kinder und Enkel der Getödeten wurden für ehrlos erklärt und ihre Güter eingezogen. So ging es auch ausserhalb Roms. Alle Strassen in Italiens Städten wurden mit todten Leichnamen bedekt. Weder Tempel, noch gastfreundliche, noch väterliche Wohnungen blieben vom Morden frei. Ein Theil Menschen wurde der Rache geopfert, ein anderer seines Vermögens wegen; manchen stürzte ein einziges Landgut, das der Tirann, oder einer seiner Mordgesellen, gerne haben wollte, ins

Verderben. Während das Blut der Ermordeten zum Himmel dampfte, wälzte sich Sylla in allen Arten von Wollüsten und gab Gastmahle von dem Gelde, das man bei den Geächteten gefunden hatte. Nach diesem schrecklichen Blutbad erklärte er sich zum Diktator oder obersten Gewalthaber in Rom, und zwang Senat und Volk, all sein Thun gut zu heissen, das man denn aus Furcht vor dem Tode gerne that. Auf einmal legte er diese Gewalt wieder nieder und erbot sich — ob aus Frechheit, oder ob um seinen Spott mit der in den Staub getretenen Menschheit zu treiben, ist ungewiß — von allen seinen Handlungen Rechenschaft zu geben. Er lebte nicht mehr lange nach seiner Abdankung, denn eine häßliche Krankheit, die er sich durch Schwelgereien und Wollüste aller Art zugezogen hatte, machte dem Leben des Unmenschen ein Ende. Er soll sich selber folgende Grabschrift verfertigt haben: Sylla übertraf seine Freunde, die ihm Gutes, und seine Feinde, die ihm Böses gethan haben, durch Wiedervergeltung.

S. M.

8.

M. Tullius Cicero.

Im Jahr 647 nach Erbauung der Stadt Rom, ohngefähr 107 Jahre vor Christi Geburt, kam Markus Tullius Cicero zur Welt, gerade zu einer Zeit, als die römische Republik bald ein Ende nahm und in eine Monarchie überging. Sein Geburtsort war Arpin, eine ehemalige Stadt der Samniten, im heutigen Königreich Neapel, und sein erster Lehrer war sein Vater, der die Wissenschaften kannte und liebte. Sobald er eines höhern Unterrichts fähig war, brachte man ihn nach Rom, wo er sich zum künftigen Gelehrten, Richter, Redner, Sachwalter, Philosophen und Staatsmann vorbereitete. Seine Lehrer und alle, die ihn kannten, sagten schon damals von ihm voraus, daß er der Stolz der Nazion werden und den Griechen, die sich fast ganz allein in den Wissenschaften hervorthaten, den Kranz entreissen werde. Das Griechische war damals die eigentliche gelehrte Sprache, und wer nur einigermassen zur gebildeten Klasse gehören wollte, lernte sie, doch sah es Cicero schon damals ungerne, wenn man sich ihrer bei seinem Unterricht und nicht vielmehr seiner Muttersprache bediente, weil er

von der Wahrheit dessen überzeugt war, was ein neuerer deutscher Schriftsteller sagt *): „Ein junger Mensch, der nicht viele Bücher „in seiner Muttersprache gelesen hat, mag so „schulgelehrt werden, als er will, es wird „doch nichts weiter als ein Pedant aus ihm." — Unter andern Lehrern hatte Cicero auch den Dichter Archias, gegen den er stets die größte Hochachtung und Ergebenheit behielt. Noch als Mann vertheidigte er ihn vor Gericht gegen seine Feinde in einer Rede (pro Archia Poeta), die unter seinen Werken auf uns gekommen ist. Sein erster Auftritt voll Muth und Furchtlosigkeit war in der Sache eines gewissen Roscius, der von einem Sklaven des Diktators Sylla, der ihn um einen Theil seines väterlichen Erbtheils betrogen hatte, boshafterweise als Vatermörder angeklagt ward. Niemand wollte, aus Furcht vor Sylla, dem armen Roscius beistehen, aber Cicero that es und erwirkte die Lossprechung des Angeklagten. Ausserdem nahm er sich noch mehrerer von dem Tyrannen ge-

---

*) Karl Weissenfeld, ein Roman für Mütter, angehende Erzieher und junge Leute, — ein in jeder Rüksicht empfehlenswerthes und mit Unrecht vergessenes Buch.

plagten Bürger an, vertheidigte unschuldige Arme, die ein reicher Schurke unterdrükt hatte und wenn ausserhalb Rom die Landvögte und Beamte in den Provinzen ihre Untergebenen peinigten, so half er den Unterdrükten empor und machte, daß die Bösewichter gestraft wurden. Diese ehrwürdigen Thaten empörten den Diktator Sylla gegen ihn und es blieb ihm nichts übrig, als unter dem Vorwand, seine geschwächte Gesundheit herzustellen, nach Griechenland zu reisen.

Nach Sylla's Tod war ein allgemeines Verlangen rege, den Redner Cicero wieder in Rom zu haben, und obwohl er lieber in philosophischer Ruhe in Athen geblieben wäre, so gehorchte er doch der Stimme seiner Mitbürger und kam in die Vaterstadt. Durch viele Proben, die er sowohl von seiner Redlichkeit, als seinen weitumfassenden Kenntnissen gab, gelang es ihm, bis zur damaligen höchsten Würde in Rom, dem Consulat, empor zu steigen. Es geschah zu einer Zeit, da eben in Rom die größten Unordnungen und Verschwörungen herrschten, die dem Staat den Untergang drohten, worunter die Verschwörung des Catilina die merkwürdigste ist. Die Verbundenen hatten die Verabredung getroffen, einen Aufstand durch ganz Italien

zu erregen, Rom an vielen Orten zugleich in Brand zu stecken, alle Senatoren, bis auf einige wenige, die man als Geisel behalten wollte, zu ermorden und mit Cicero den Anfang zu machen. Das Komplott wurde diesem verrathen und er ergriff sogleich die zwekmässigsten Anstalten dagegen. Er berief den Senat in den Tempel des capitolinischen Jupiters zusammen, wohin auch der freche Catilina kam. Diese Unverschämtheit brachte den Consul in Hitze, und in einer feuervollen Rede warf er dem Aufrührer sein schändliches Leben und abscheuliches Vorhaben vor. Zulezt befahl er ihm, die Stadt zu meiden und sich nicht mehr in ihr sehen zu lassen. Andere Verschworne wurden in Verhaft genommen und so das Unglük, das dem römischen Staat drohte, in der kürzesten Zeit abgewendet. Alles Volk strömte dem Cicero mit freudiger Bewunderung entgegen. Man nannte ihn den Vater des Vaterlandes, man feierte ihm zu Ehren Dankfeste und trug darauf an, ihm eine Bürgerkrone zu weihen. Leider tönten diese Loblieder nicht lange, denn der Neid lauerte im Hinterhalt. Die vornehmsten Empörer, welche hingerichtet worden waren, hatten immer noch Freunde in Rom, die dem Cicero bei jeder Gelegenheit zu schaden such-

ten. Als er nach Endigung seines Consulats in den Privatstand zurükgetreten war, ergab er sich ganz den Wissenschaften, aber der Zunftmeister Metellus ließ ihm keine Ruhe, und suchte ihm bei jeder Gelegenheit zu schaden. Ausserdem machte er sich einen ausschweifenden jungen Patrizier, Namens Clodius, zum Feind und als er im Senat heftig gegen ihn gesprochen, dieser aber durch Bestechungen gesiegt hatte, so mußte Cicero es bitter entgelten.

Cäsar, Pompejus und andere Häupter der Republik waren längst über das Ansehen und die Gewalt eifersüchtig, die Cicero durch seine hinreissende Beredsamkeit erlangt hatte. Sie leiteten es also dahin ein, daß Clodius auf sein Patriziat Verzicht leistete, sich von einem aus dem Volk an Kindes Statt aufnehmen ließ, um ein Zunftmeisteramt zu erhalten und mittelst desselben dem Cicero wehe zu thun, so daß er endlich, um seinen Nachstellungen zu entgehen, eine freiwillige Verbannung aus Rom wählte und nach Sicilien gieng. In einem Trauerkleid, mit langem Bart und niederhängendem Kopf sah man den Retter der Republik, den gefeyerten Vater des Vaterlandes, in der Stadt umher gehen. Ein Theil des Pöbels beschimpfte

ihn mit Worten, ein anderer warf mit Koth und Steinen nach ihm und lautes Getöse verhinderte ihn, sich zu vertheidigen. Die edler gesinnten klagten mit ihm, glaubten das Volk zur Theilnehmung zu stimmen, betrogen sich aber. Selbst Pompejus, dem er doch sehr bedeutende Dienste geleistet hatte, verließ ihn und opferte der Herrschsucht Freundschaft, Erkenntlichkeit und die Pflicht der Dankbarkeit auf.

Cicero ging unter diesen Umständen, unter Begleitung einiger weniger Redlichen, um Mitternacht aus einer verderbten Stadt, die seiner nicht werth war. Clodius zerstörte und verbrannte seine Häuser und Güter in der Stadt und auf dem Lande, und damit ja sein Pallast in Rom nie wieder hergestellt werden möchte, weihte der Heuchler den Boden, auf dem er gestanden hatte, der Religion und baute auf demselben der Friedensgöttin einen Tempel. Die beiden Consuls theilten Cicero's Habseligkeiten unter sich, selbst seine Frau und Kinder wurden mit Wuth verfolgt und nur die Treue und Vorsichtigkeit redlicher Knechte retteten dem sechsjährigen Sohn das Leben, der schon ermordet zu werden bestimmt war. Daß der Vertriebene innerhalb fünfhundert Meilen von Rom nirgend

aufgenommen und ihm von Niemand eine Gutthat erwiesen werden sollte, darüber wurde ein eigenes Gesetz gegeben, daher es kam, daß er auch in Sicilien keine Stätte fand, sondern sich nach Griechenland flüchten mußte. Pompejus war der erste, der den Lohn der Undankbarkeit einerndtete, denn Clodius stellte sich nun auch ihm entgegen, so daß er Ursache hatte, es zeitig zu bereuen, den Cicero verlassen zu haben. Als endlich das Tribunat des boshaften Menschen zu Ende gegangen war, erhob sich die allgemeine Stimme derer, die es mit dem Vaterland gut meinten, daß der unschuldig Verbannte wieder zurük gerufen werden sollte. Im sechzehnten Monate nach seiner Verbannung kam Cicero wieder nach Rom, wurde in seine vorige Würde, nicht aber in seine vorigen Glüksgüter eingesezt, nur sein Pallast wurde auf öffentliche Kosten wieder hergestellt. Er führte verschiedene Rechtssachen mit Beifall, trat in die Klasse derjenigen Priester, die man Augurn hieß, regierte die Provinz Cilicien, leistete den Römern die trefflichsten Dienste bei einer Unterhandlung mit den Kappodociern und war überhaupt immer thätig zum Besten des Vaterlandes, sogar als Feldherr gegen die Parther.

Indessen war zwischen Cäsar und Pompejus, die sich beide um die Oberherrschaft Roms stritten, ein bürgerlicher Krieg ausgebrochen. Cicero rieth ernstlich zum Frieden und da er das Blutvergiessen aller Anstrengung ohngeachtet nicht hindern konnte, so begab er sich auf ein Landgut und schrieb einige seiner vortrefflichen Werke, die wir noch haben. Cäsar machte sich endlich zum Herrn von Rom, aber auch seine Herrschaft nahm ein Ende mit Schrecken, wie wir in dem Leben desselben vollständiger hören werden. Nach Cäsars Ermordung rieß Antonius die höchste Gewalt an sich und diesem setzte sich der junge Oktavius, ein Anverwandter Cäsars, entgegen. Cicero trat auf die Seite des leztern, hielt gegen Antonius seine zweite sogenannte philippische Rede, worinn er ihm sein ganzes schändliches Leben mit großer Heftigkeit vorwarf, wodurch er sich aber diesen so sehr zum Feind machte, daß sein Tod unvermeidlich beschlossen war. Selbst Oktavius, für dessen Vortheil Cicero doch gearbeitet hatte, ließ sich in die Verschwörung ein, vergaß alle Dienste und Wohlthaten und wurde seines Freundes Feind nicht nur, sondern nahm auch dessen Ermordung über sich.

Cicero war auf seinem tuskulanischen Landgut, als er von dem Ungewitter, das über seinem Haupt schwebe, Nachricht erhielt. Er entschloß sich schnell zur Flucht und ließ sich von seinen Bedienten in einer Sänfte ans Meer tragen, um nach Macedonien überzusegeln. Schon war er nahe dabei, das Schiff zu besteigen, als ihn eine Furcht anwandelte, so daß er wieder zurükkehrte, gegen hundert Stadien weit kam und nun wieder neuerdings dem Meer zueilte. Er faßte sogar den Entschluß, sich selber umzubringen, konnte ihn jedoch nicht ausführen und ließ sich wieder in der Sänfte ans Meer tragen. Bald darauf kamen die von Antonius abgeschikten Mörder, fragten in dem Hause, wo Cicero eine schrekliche Nacht zugebracht hatte, nach ihm, und erhielten von einem jungen Menschen, den der Flüchtige vordem selbst in der Philosophie unterrichtet und ihm viele Wohlthaten erzeigt hatte, Nachricht, wo er zu finden wäre, und dieser Niederträchtige zeigte ihnen sogar den Weg durch den Wald. Sogleich wurde der Platz, auf den die Bedienten des Cicero mit der Sänfte kommen mußten, von Soldaten besezt.

Als Cicero das Geräusch seiner Feinde vernahm, befahl er, die Sänfte niederzusetzen.

Die Bedienten machten sich bereit, ihren Herrn zu beschützen und — wenn es seyn müßte — fechtend zu sterben; er aber ermahnte sie, ruhig zu bleiben und abzuwarten, was sein Schiksal seyn würde. Der Anführer der Mörder war Popilius Länas, den Cicero einst vor Gericht in einer peinlichen Sache vertheidigt hatte. Ruhig sah der Greis aus der Sänfte heraus und sagte zu einem alten Soldaten: „Komm her, Alter, haue mir den Kopf ab, wenn du kannst.“ Der Alte bebte vor der Würde des grauen Hauptes; aber der schändliche Popilius hieb dem Cicero den Kopf und beide Hände ab.

Antonius hielt eben eine Wahlversammlung, als ihm Popilius den abgehauenen Kopf samt der rechten Hand brachte, sogleich ließ er ihn zum Schrecken der Römer, die darinn ihr eigenes Schiksal sahen, wenn sie dem Tyrannen mißfallen würden, öffentlich an der Rednerbühne auf einer Stange bevestigen; dem Mörder Cicero's aber gab er zur Belohnung seiner schändlichen That einen Kranz und hunderttausend Sestertien. Fulvia, die Gemahlin des Antonius, verläugnete die dem weiblichen Geschlecht so schön stehende Sanftmuth und benahm sich gleich einem wilden Thiere. Sie bespie den Kopf des Ge-

tödteten, riß ihm die Zunge aus dem Halse und durchstach sie mittelst einer Zitternadel mit den Worten: „Nun zische, Schlange!“ womit sie auf die Rede zielte, die Cicero einst gegen ihren Mann gehalten hatte.

Alle Rechtschaffenen trauerten um den Mann, der so viel für sein Vaterland that und in seinem vier und sechzigsten Jahr ein so trauriges Ende nehmen mußte. Noch lange nach seinem Tod wetteiferten die römischen Schriftsteller mit einander, wer ihn am meisten rühmen könnte. Sie nannten ihn den größten Patrioten, den Vater der römischen Beredsamkeit, der durch seine Schriften dem Vaterland mehr Ehre gemacht habe, als alle Sieger und Eroberer mit ihren noch so glüklichen Waffen. Sie rühmten nebst seinem öffentlichen Leben, auch sein häusliches und stellten ihn als einen gütigen Vater, treuen Gatten, redlichen Freund, milden und gütigen Hausherrn dar. Alle Nachrichten, die wir von Cicero haben, stimmen darinn zusammen: er habe standesmässig gelebt, ohne Verschwendung, habe Gastfreundschaft geübt, besonders gegen Fremde, habe seine reinen Sitten nie durch ein herrschendes Laster beflekt, sei über kleinliche Leidenschaften, z. B. Geitz, Neid, Mißgunst und dergleichen immer erhaben ge-

wesen. Der einzige Fehler, den man ihm vorwerfen kann, ist eine zu große Ruhmsucht, den er jedoch in spätern Jahren sehr beschränkte, wo nicht gar völlig überwand. Er hat zum Besten seines Vaterlandes Beschimpfung, Elend, Verjagung, Verlust seiner Güter, Übermacht der Tirannen, Unglük und Sterben der Seinigen im Leben ruhig geduldet, und endlich selbst seinen schreklichen Tod mit großer Standhaftigkeit gelitten. Sein Andenken wird durch das, was er gethan hat und durch seine trefflichen Schriften fortleben, so lange Menschen seyn und Gutes und Großes schätzen werden.

9.

Cajus Julius Cäsar.

In Ciceros Leben wurde der Name Cäsars einigemal genannt; jezt wollen wir ihn näher schildern, indem er ohnstreitig unter die größten Männer gehört, die jemals gelebt haben.

In seiner Jugend wollte ihn der Tyrann Sylla wegen seiner Verwandtschaft mit dem Marius umbringen lassen, und als einige sagten: es sei nicht der Mühe werth, einen

solchen unbedeutenden Knaben hinzurichten, antwortete er: „Ihr Thoren, die ihr nicht „einsehen könnt, wie viele Mariusse in die„sem Knaben stecken!“ Cäsar hörte dieß und entfloh, um sein Leben zu retten. Er gerieth unter Seeräuber, die ihn gefangen nahmen und gegen zwanzig Talente (ohngefähr zwanzigtausend Reichsthaler) losgeben wollten. Cäsar lachte ihrer, weil sie nicht wüßten, wen sie gefangen hätten, sandte einige seiner Begleiter aus, um fünfzig Talente zusammen zu bringen und blieb nur mit zweyen seiner Bedienten und einem einzigen Freund unter der wilden Horde. Er war so muthig, daß er ihnen oft, als ob sie seine Untergebenen wären und nicht, als ob er ihr Gefangener sei, befehlen ließ, stille zu seyn, wenn sie ihn durch lautes Geräusch in seiner Ruhe störten. Er verfertigte Reden und Gedichte, las sie ihnen vor und wenn sie sie nicht bewunderten, hieß er sie Barbaren und Dummköpfe, ja er drohte ihnen sogar oft mit Lachen: er wolle sie aufhängen lassen. So bald er sein Lösegeld beisammen hatte, machte er sich von ihnen los, dann aber überfiel er sie mit milesischen bewaffneten Schiffen, bemächtigte sich ihrer, nahm ihnen nicht nur sein Geld, sondern auch ihre übrige Beute ab,

ließ sie zu Pergomos gefangen setzen und endlich alle zusammen kreuzigen.

Nachdem Syllas Macht abgenommen hatte, gieng Cäsar wieder nach Rom zurük, wo er einen gewißen Dolabella wegen begangener Untreue während seiner Statthalterschaft öffentlich anklagte, und machte sich sowohl durch seine große Beredsamkeit, als sein gegen jedermann beobachtetes freundliches Betragen allgemein beliebt, so wie durch Freigebigkeit und glänzende Gastmale. Hiedurch verschwendete er aber sein Vermögen dergestalt, daß er zwar die Volksgunst erhielt, um die er buhlte, aber auch in ungeheure Schulden verfiel, noch ehe er in ein Amt eintrat. Wahrscheinlich dachte er diese wieder hinreichend zu bezahlen, wenn er erst mächtig im Staat seyn würde, denn schon damals war sein Ziel die höchste Oberherrschaft, wie er denn einmal, als er vor einem kleinen fremden Städtchen vorbeigieng, sagte: „Ich wollte doch lieber hier der erste, als in Rom der zweite seyn."

Zu dieser Zeit waren Pompejus und Crassus die bedeutendsten Männer in Rom, die, weil immer einer den andern zu verdrängen suchte, in beständiger Feindschaft gegen einander stunden. Cäsar versöhnte sie, ge-

wann beide, grief in ihre Macht und legte so den Grund zu der großen Staatsumwälzung, die er in der Folge bewirkte. Er gelangte zum Consulat und kaum hatte er dieß errungen, so schlug er, um dem Volk zu schmeicheln, ein Gesetz vor, kraft dessen man eine Anzahl Ländereien unter dasselbe vertheilen sollte. Da sich nun die vorzüglichsten Männer entgegen setzten, so erklärte er: daß er das Volk gegen die Bedrückungen des Senats beschützen müsse, wodurch er jenes gar sehr für sich einnahm.

Nach Endigung seines Consulats gieng Cäsar nach Gallien und besiegte in einem Zeitraum von zehn Jahren nicht nur das heutige Frankreich, sondern auch einen großen Theil der angrenzenden Niederlande, der Schweitz und Deutschlands bis an den Rhein. Er eroberte über achthundert Städte, focht nach und nach mit mehr als drei Millionen Menschen, tödtete davon eine Million und bekam eine andere gefangen. Bei diesen Eroberungen machte er ungeheure Beute und war listig genug, davon wenig oder nichts für sich zu behalten; sondern fast alles unter die Soldaten auszutheilen; die ihm theils deßwegen, theils weil er sich willig in jede Gefahr mit ihnen stürzte, ausserordentlich ergeben waren.

Je größer und mächtiger Cäsar wurde, desto mehr reifte sein längst entworfener Plan, den Pompejus zu stürzen, so wie dieser gegen ihn das nemliche vorhatte, besonders seit der Zeit da Crassus in Parthien gefallen war. Daß Cäsar über seinen Nebenbuhler um die Herrschaft Roms gesiegt hatte, ist genug, hier blos im allgemeinen berührt zu werden, und wir suchen ihn da wieder auf, wo er an das Ziel seiner Wünsche gekommen war. Man brachte ihm in Ägypten den Kopf des Pompejus, und bei diesem Anblick bewies der Sieger, daß er noch ein menschliches Herz im Busen trage, denn er wandte sein Gesicht weg und weinte. Nun hatte er niemand mehr zu fürchten, gieng nach der Eroberung Ägyptens nach Rom, wurde zum zweitenmal Diktator und ein Jahr darauf Consul, feierte große Triumphe, theilte Geschenke aus, ließ Schauspiele aufführen, und bewirthete einmal das ganze römische Volk zusammen nach Plutarchs Bericht in zwey und zwanzigtausend Zimmern.

Als er zum viertenmal zum Consul ernannt wurde, zog er in Spanien gegen die Söhne des Pompejus zu Felde, die zwar noch sehr jung waren, aber solchen Muth und Geschiklichkeit bewiesen, daß beides einem alten

und erfahrenen Heerführer Ehre gemacht haben würde. In der großen Schlacht bei der Stadt Munda kam Cäsar in Gefahr, gefangen zu werden, weil seine Truppen bereits weichen wollten. Nun lief er durch die Glieder und rief: „ob sie sich nicht schämen würden, ihn an Kinder auszuliefern?“ welches so viel fruchtete, daß sie endlich noch, wiewohl mit genauer Noth, den Sieg errangen.

Dieß war der lezte Krieg, den Cäsar führte, aber der deßhalb gefeyerte Triumph machte in Rom mehr Unmuth, als Freude, weil die Ueberwundenen keine fremde Könige oder Feldherren, sondern Söhne eines der größten Römer waren. Gleichwohl wurde der Sieger nun zum Diktator auf Zeitlebens ernannt und hiedurch sein höchster Wunsch erfüllt, da die unumschränkte Gewalt, die er erhielt, nunmehr auf beständig fortwähren sollte. Kaum sah er sich in dieser Würde, so war sein erstes Geschäft, den übeln Eindruk zu vertilgen, den der Triumph über Pompejus Söhne gemacht hatte. Er betrug sich sehr untadelhaft, schenkte vielen, die die Waffen gegen ihn getragen hatten, das Leben, ließ die umgestürzte Statue des Pompejus wieder aufrichten, machte den Brutus und Caßius zu Prätoren und nahm die ihm an=

gebotene Leibwache nicht an, indem er sich äusserte: „es sey besser, einmal zu sterben, als in ewiger Furcht zu leben.“ Das Volk fuhr er fort, mit Schauspielen und Gastmalen zu vergnügen, theilte Getreide unter dasselbe aus, gab den Soldaten neue Wohnplätze in den wieder neu aufgebauten Städten Carthago, Korinth ꝛc. ꝛc. und die Patrizier gewann er durch Ämter und Ehrenstellen.

Große Entwürfe wälzten sich in seiner Seele. So wollte er z. B. gegen die Parther zu Felde ziehen, und durch ihre und anderer Völker Unterjochung das Gebiet der Römer bis an das Weltmeer ausbreiten, den korinthischen Isthmus durchstechen und die Tiber ins Meer leiten lassen, um dadurch den römischen Seehandel zu erweitern, — die Pontinischen Sümpfe ableiten, damit eine große Strecke Landes für viele tausend Menschen gewonnen würde, und endlich sollte die Stadt Ostia ein bequemer Seehafen werden. Zu allen diesen Entwürfen hatte er bereits Anstalten getroffen. Nebenbei verbesserte er den Kalender, der von damals an nach seinem Namen der Julianische hieß.

Hätte sich Cäsar mit seiner wirklich großen Gewalt und mit dem Ansehen, in dem er stund, begnügt, deren ohngeachtet Rom im-

mer noch ein freyer Staat zu seyn schien, so wenig es ein solcher in der That war, so wäre vielleicht das Unglük abgewendet worden, das bald über ihn kam; aber sein unermeßlicher Ehrgeiz strebte nach der königlichen Würde und dieß beschleunigte seinen Fall. Er fieng an, den Senat merken zu lassen, daß er ihn geringschätze, er beleidigte die Tribunen bei einem öffentlichen Volksfeste und so wurde die Erbitterung gegen ihn immer größer. Einmal fand man an der Bildsäule des alten Brutus, der sich unter Tarquin dem Übermüthigen als Retter und Rächer des Vaterlandes ausgezeichnet hatte, die Worte geschrieben: O daß Du noch lebtest! Der jüngere Brutus, den Cäsar zum Prätor gemacht hatte, fand einen Zettel auf seinem Richterstuhl mit der Aufforderung: Schläfst du, Brutus, oder bist du kein Brutus? Dadurch wurde sein Ehrgeiz rege und indem auch seine Frau es an Ermunterung nicht fehlen ließ, sich als Mann des Vaterlandes zu zeigen, so verschwor er sich mit zwanzig andern zu Cäsars Tod. Von diesem Brutus sagt der große Dichter Shakespear: „Dieß war der edelste Römer unter ihnen allen. Alle übrigen Verschwornen, er allein ausgenommen, thaten,

„was sie gethan haben, aus Neid über Cä„sars Größe, ihn allein machte ein tugend„hafter Beweggrund und die Liebe zum all„gemeinen Wohl zu einem unter ihnen. Sein „Leben war schön und die Elemente in ihm „so wohl gemischt, daß die Natur aufstehen „und der ganzen Welt sagen durfte: Das „war ein Mann.“ *)

Der fünfzehnte März wurde zu Cäsars Todestag bestimmt, und er häufig gewarnt, daß ihm an demselben ein Unglük bevorstehe; allein er achtete nicht darauf. Am Abend zuvor speißte er noch bei einem seiner Freunde, und als von den Gästen die Frage zur Sprache kam: „welche Todesart die beste sey?“ antwortete Cäsar: „die unerwartetste.“ In der Früh wurde er auch von seiner Gemahlin gewarnt, die damalige Rathssitzung abstellen zu lassen. Schon wankte er, als einer der Mitverschwornen, aus Furcht der Entwurf möchte verrathen werden, wenn er verschoben würde, ihn darüber ausspottete, und mitzugehen beredete. Nach einigen Erzählungen soll Cäsar zu einem ihnen begegnenden Wahrsager „der fünfzehnte März ist gekommen“ gesagt, dieser aber geantwortet haben: „Er ist

*) Sein Leben folgt unter N. 11.

gekommen, aber noch nicht vorüber." Ein anderer wollte ihm eine schriftliche Warnung überreichen, aber er ließ sie ungelesen und gieng in den Senat.

Als Cäsar in den Saal trat, stunden die Senatoren auf, um ihm ihre Ehrerbietung zu beweisen. Einige der Verschwornen stellten sich hinter seinen Stuhl, andere giengen gerade auf ihn zu, um ein Ansuchen wegen Zurükberufung eines gewißen Vertriebenen anzubringen. Als aber Cäsar die Bitte abschlug und sich niedersezte, stürzten sie auf ein unter sich verabredetes Zeichen mit gezükten Dolchen auf ihn und ermordeten ihn mit drei und zwanzig Stichen. Als er unter seinen Mördern den Brutus sah, den er sehr geliebt hatte, rief er diesem mit zärtlicher Bestürzung zu: „Auch du, Brutus?" Nun überließ er sich, indem er den Rok über das Gesicht zog, den Dolchen der Verschwornen, und fiel todt an der Bildsäule des Pompejus nieder, dessen Tod er vor wenigen Jahren veranlaßt hatte.

Nachdem der Mord vollbracht war, riefen Brutus und seine Verbundenen die Freiheit Roms öffentlich aus. Der Senat gewährte allgemeine Verzeihung des Geschehenen und man glaubte schon, es sey alles beruhigt; als

aber Cäsars Testament eröffnet wurde, aus dem erhellte, daß er jedem römischen Bürger etwas beträchtliches vermacht habe, da ward das allgemeine Mitleiden rege. Man stekte die Häuser der Verschwornen in Brand, und würde sie selber in der ersten Wuth umgebracht haben, wenn sie sich nicht dergestalt verstekt hätten, daß man sie alles Nachsuchens ohngeachtet nicht finden konnte.

Cäsar starb in seinem sechs und fünfzigsten Jahr. Er wollte in der That den Ruhm und das Beste des römischen Volks befördern, hatte aber nichts für seine Mühe, als die Ehre, der erste unter demselben zu seyn, und seinen zu großen Ehrgeiz, seine unüberwindliche Herschbegierde zu befriedigen, die ihm aber beinahe allgemeinen Haß und zulezt das Schiksal einer schreklichen Ermordung zugezogen haben. Er hoffte zu viel von der Dankbarkeit der Römer und gab ein Beispiel mehr von dem traurigen Erfahrungssatz: „Wohlthaten erweisen, heißt: seinen Namen mit „leichten Zügen in den Sand schreiben, und „sie dem Verwehen durch den Wind Preiß „geben."

10.

Titus Pomponius Atticus.

Atticus, oder eigentlich Titus Pomponius — denn den Beinamen „Atticus" erhielt er nur darum, weil er sich lange in Athen aufgehalten hatte, und vorzüglich schön griechisch sprach — lebte zu Cäsars und Ciceros Zeiten und war römischer Ritter. Sein Vater war ein großer Verehrer der Wissenschaften, und gab ihm darinn den ersten Unterricht. Er faßte alles sehr leicht und was er gehört oder gelesen hatte, wußte er auf die anmuthigste Weise wieder zu erzählen. Immer ragte er unter seinen Mitschülern hervor, und sein Beispiel spornte sie zu gleicher Auszeichnung an. Da er frühzeitig seinen Vater verlor, so beförderte dieses seine Abreise von Rom nach Athen, wo er allgemein geliebt wurde, nicht nur weil er sich gegen jeden, der ihm wohl wollte, äusserst dankbar bezeugte, sondern weil er immer einer Menge von Dürftigen Wohlthaten spendete. Die Athenienser würden ihn gerne unter ihre Bürger aufgenommen und ihn zu Ehrenstellen befördert haben, wenn er es nur hätte annehmen wollen.

Als in Rom diejenigen Unruhen herschten, von welchen in dem Leben Cicero's und Cäsars bereits erzählt wurde, schlug sich Atticus zu keiner Parthei, sondern widmete jedem, dem er dienen konnte, seine Dienste, that Gutes jedem, der seiner bedurfte. Als Cicero von Rom entfliehen mußte und verboten ward, ihm innerhalb fünfhundert Meilen von der Stadt mit irgend etwas auszuhelfen, war es Atticus, der ihn ohne Menschenfurcht mit einer großen Summe Geldes unterstüzte, und ihm bis ans Ende getreu blieb.

So wie in Athen, begehrte er auch in Rom weder Ämter noch Ehrenstellen, weil er sah, daß man sie in einem so von Grund aus verderbten Staat nicht ohne eigene Gefahr verwalten könne. Als Antonius wieder nach Italien kam, der geschworne Feind des Cicero, fürchtete jedermann für die Sicherheit des Atticus, der mit dem leztern in der freundschaftlichsten Verbindung stund; darum verbarg er sich vor den Augen des mächtigen Siegers und mied die Stadt. Ob dieser Gewaltige wirklich an ihm die erhabenste Tugend, die er durch alle seine Handlungen erprobte, schäzte, oder ob er glaubte, daß dieser ruhige Charakter ihm niemals schädlich

seyn werde, ist unentschieden, gleichwohl aber gewiß, daß er ihm schrieb: er möchte nur, ohne etwas zu fürchten, wieder zurükkommen, welches um so mehr zu verwundern ist, als Antonius beschlossen hatte, alle Freunde und Verehrer Ciceros mit der Landesverweisung zu bestrafen. Atticus kam und befolgte seine Lebensweise nach wie vor, half jedem Unterdrükten, wo er nur helfen konnte, — lebte mit keinem Menschen in Zwietracht oder Feindschaft, beleidigte niemand und wenn ihm von andern ein Unrecht widerfuhr, so duldete er es ruhig und suchte es so bald nur immer möglich zu vergessen; — Rache übte er niemals gegen seine Beleidiger aus. Er war ein so guter Hausvater, als er ein guter Bürger war. Seine Wohnung war nicht prächtig, aber angenehm, und mit allem, was zur Bequemlichkeit gehört, hinreichend versehen; seine Dienerschaft verstund theils Handwerke, theils Künste; — alles war nett und reinlich, aber Glanz und Verschwendung sah man nirgend, wohin man blikte. Gerne sah er sich bei Tische in einem Zirkel erwählter Freunde, mit denen er sich vernünftig unterhalten konnte, auch ließ er meistens etwas angenehmes oder nützliches vorlesen, damit nicht blos der Magen, sondern auch der Geist beschäftigt

werden möchte. So wie ein Feind aller Ungerechtigkeit, war er auch Feind aller Unwahrheit, sagte weder selbst jemals eine, noch konnte er es leiden, daß andere sie sagten. Was er versprach, hielt er redlich und treu; immer blieb er sich gleich, und seines Reichthums überhob er sich nicht im mindesten; wie er den einen Tag lebte, so lebte er auch den andern. Er besaß keine kostbaren Gärten, keine Landgüter, wie andere reiche Römer, sondern ein schlechtes Bauernhaus nebst seiner gewöhnlichen bessern Wohnung. Als er jung war, liebten ihn die Greise und im Alter die Jünglinge; dem Cicero war er, was dieser laut gestand, werther, als sein eigener Bruder.

Unter den Wissenschaften liebte er besonders die Geschichte, hauptsächlich aber die Geschichte seines Vaterlandes und erneuerte in Schriften das Andenken an sie. Kein Gesetz, kein Friede, kein Krieg, überhaupt keine Merkwürdigkeit des römischen Volks, war ihm unbekannt, bis auf einzelne Familiengeschichten.

Der edle, menschenfreundliche Atticus lebte sieben und siebenzig Jahre, und genoß einer so frischen Gesundheit, daß er dreissig Jahre lang keiner Medicin bedurfte. Im höchsten Alter überfiel ihn endlich ein Übelbefinden, das weder er selbst, noch die Ärzte, für

bedeutend hielten; als es aber überhand nahm und er sich in Todesgefahr zu seyn glaubte, da beschloß er, sein Leiden durch freiwilliges Hungern abzukürzen und bat seine Freunde, ihn nicht daran zu hindern. Er starb nach wenigen Tagen so ruhig und getrost, nicht als wenn er den bedeutenden Übergang von diesem Leben in ein anderes mache, sondern — wie Cornelius Nepos sagt — als wenn er blos von einem Haus in das andere zöge, wie der wahre Weise, der nur darum ruhig sterben kann, weil er würdig und edel gelebt hat.

11.

Marcus Brutus.

Marcus Brutus war ein Nachkomme desjenigen Brutus, von dem wir oben gelesen haben. — Er legte sich in seiner Jugend mit vielem Eifer auf Sprachen und Wissenschaften und zeitig gab er ein Beispiel, daß ihm das Vaterland über alle andere Rücksichten gehe. Sein Vater wurde auf Befehl des Pompejus hingerichtet, und doch, als die Unruhen zwischen diesem und Cäsar ausbrachen, trat Brutus auf die Seite des erstern, weil er glaubte, daß dieser es besser mit dem Wohl des Staats meyne, als Cäsar, für

dessen ausserehelichen Sohn Brutus fast allgemein gehalten wurde *). Pompejus unterlag seinem Feind und Brutus erhielt Verzeihung, weil Cäsar ihn ungemein liebte.

Jezt diente er unter Cäsars Truppen in Gallien und that den eroberten Provinzen so viel Gutes, daß man ihn allgemein bewunderte. Bei seinem nachherigen Aufenthalt in Rom war Caßius sein Vertrauter. Dieser haßte im Cäsar den Mann, der nach Alleinherrschaft strebe, und Brutus haßte die Alleinherrschaft selber; dieß war allgemein in Rom bekannt und darum erhielt er auch so viele Aufmunterungen, sich derselben entgegen zu sezen, wie bereits in Cäsars Leben erzählt wurde. Als Caßius es versuchte, seine Freunde mit sich in einen Bund gegen den Diktator zu vereinigen, versprachen alle ihren Beitritt, doch unter der ausdrüklichen Bedingung, daß auch Brutus mit Antheil nähme. Es schien schwer, diesen zu gewinnen, weil er und Caßius etwas gespannt

*) So starb Moreaus 74 Jahre alter Vater zu Brest unter dem Beil der Guillotine. Tief erschütterte es den edlen Sohn und doch fuhr er fort, dem Vaterland zu dienen, das seines Erzeugers Blut vergossen hatte.

gegen einander geworden waren, indessen, dachte dieser, komme es auf eine Probe an. Zu dem Ende legte er dem Brutus die Frage vor: „Ob er am ersten Mai in den Senat kommen würde, an welchem Tag, wie es heisse, der Vorschlag würde gemacht werden, dem Cäsar den Königstitel zu geben?“ — Brutus antwortete: „Ich werde nicht kommen.“ — Aber wenn man uns ausdrüklich beruft? — „Dann,“ versezte Brutus, „wird es meine Pflicht seyn, nicht mehr länger zu schweigen, sondern für die Freiheit zu fechten und für sie zu sterben.“ Diese Antwort machte dem Caßius Muth zu neuen Anträgen; Brutus ward gewonnen und welchen Antheil er an der Ermordung Cäsars genommen hat, wissen wir.

Brutus entwich wegen der nicht erwarteten und der Sache ungünstigen Volksstimmung nach Antium und dann, da er, weil Augustus das Volk für sich gewonnen hatte, auf keine Dauer der republikanischen Verfassung mehr rechnete, nach Griechenland, wo er sich theils mit der Philosophie, theils aber mit Veranstaltungen zu einem Krieg beschäftigte, der ihm drohte. Er bekam vielen Anhang von den Soldaten des Pompejus, aber auch zugleich Nachrichten aus Rom, daß er und seine

Mitverbundenen öffentlich als Mörder angeklagt wären, die den größten Mann der Republik, ohne ihn eines Verbrechens überwiesen zu haben, getödtet, endlich daß Octavius Augustus, Antonius und Lepidus einen Vergleich mit einander geschlossen hätten, um die römischen Provinzen zu theilen; — daß viele Patrioten, unter denen auch Cicero, bereits umgekommen seyen. Dieß schmerzte ihn tief, denn er mußte nun einsehen, daß entweder die Römer der Freiheit, die man ihnen durch Cäsars Tod hatte bringen wollen, gar nicht werth seyen, oder daß die Verschwornen darin den größten Fehler begangen hätten, daß sie nicht daran dachten, gleich nach dem Mord des Diktators eine Staatsverfassung herzustellen, die so leicht nicht vernichtet werden könnte. Er rief den Caßius zu sich, um die Tyrannen in Rom gemeinschaftlich zu stürzen, auch schrieb er an Atticus: „Ich werde entweder siegen und das römische Volk frei machen, oder „sterben und von der Sklaverei befreit seyn. „Meine Maßregeln sind gut genommen, das „einzige ist ungewiß, ob ich als freier Mann „leben oder sterben werde."

Brutus sezte aus Asien nach Europa über. Damals soll ihm ein Gespenst erschienen und gesagt haben: Ich bin dein böser Dä-

mon, Brutus, bei Philippi wirst du mich wieder sehen. Die Erzählung sagt, Brutus habe geantwortet: „Gut denn, „ich werde dich dort sehen.“ — Ohne auf diese Gespensterhistorie einen Werth zu setzen, denn sie ist eben so wenig erwiesen, als alle die tausend Spukgeschichten, womit uns beredte Wärterinnen in der Kindheit zu unterhalten pflegen, so ist doch so viel historisch gewiß, daß sich in der Schlacht bei Philippi das Schiksal des Brutus entwickelte. Augustus und Antonius lagerten sich, jener dem Brutus, dieser dem Caßius in der Ebene von Philippi gegenüber. Mit Anbruch des Tages ward das Zeichen zur Schlacht gegeben, allein einige Legionen warteten es nicht ab, brachen in ihrem kriegerischen Ungestümm zu früh gegen den Feind los, wodurch eine Verwirrung entstund, die zwar anfänglich einen guten Ausgang hoffen ließ, bald aber zum Unglük ausschlug. Statt die ersten errungenen Vortheile zu benützen, überliessen sich die Truppen des Brutus der Plünderungswuth, wurden unvorbereitet überfallen und dergestalt geschlagen, daß alles in wilder Eile die Flucht ergrief und Caßius im Gefechte fiel. Brutus versuchte nach einigen Tagen, nachdem er die geschlagene Armee wie-

der gesammelt hatte, eine zweite Schlacht, war unglüklich und stürzte sich in sein eigenes Schwerdt, worauf er den Geist aufgab.

War Brutus auch vielleicht nur ein republikanischer Schwärmer und kann seine Theilnahme an Cäsars Ermordung nicht gerechtfertigt werden, so schritt er doch weder aus Rache- noch aus Raubsucht, wie die übrigen Verschwornen, zu der blutigen That, sondern aus bloßer Liebe zur Freiheit, welcher nach seiner Vorstellung Verderben drohte, und darum ist er mehr zu bedauern, als zu verdammen, weil er nur nicht genug ruhige Besonnenheit hatte, um das Bessere zu wählen, und sich von falschen Ideen zu einem Verbrechen hinreissen ließ.

12.

Cato der jüngere.

Dieser Cato wird darum der jüngere genannt, um ihn von seinem Urgroßvater, von dem weiter oben erzählt wurde, zu unterscheiden. Er kam ohngefähr hundert Jahre vor Christi Geburt zur Welt und zeigte schon von seiner Kindheit an einen sehr standhaften — ja, man darf sagen unbeugsamen

Cha-

Charakter. Schmeichlern begegnete er kaltsinnig und denen, die ihn schrecken wollten, trotzig. Selten lächelte er und war eben so wenig zum Zorn geneigt, aber wenn er einmal darein gerieth, so war er auch nicht leicht zu versöhnen. Anfangs begrief er alles Wissenschaftliche schwer, allein was er einmal gefaßt hatte, das behielt er desto fester; er glaubte keinem seiner Lehrer aufs Wort, sondern sie mußten ihn mit Gründen überzeugen. Als er noch ein Knabe war, bemerkte er, daß aus dem Hause des Diktators Sylla öfters die Köpfe angesehener Männer herausgetragen wurden, und daß die darinn Anwesenden heimlich seufzten. „Warum" — fragte er seinen Lehrer — „warum bringt niemand diesen Mann um?" — „weil man sich vor ihm fürchtet" gab ihm dieser zur Antwort. „So gieb mir einen Dolch" — versezte der vierzehnjährige Cato — „damit ich ihn erstechen und mein Vaterland von ihm befreyen kann." So regte sich frühzeitig in ihm jener Tyrannenhaß und jener hohe Freiheitssinn, die ihn bis an seinen Tod nicht verließen.

Die Sorgfalt für sich selbst und seine Ausbildung erstrekte sich auf alles mögliche. In jeder Witterung ging er mit unbedektem Kopf und immer zu Fuß neben seinen Freunden her,

wenn sie ritten. In Krankheiten bewieß er große Gedult, lebte mäßig, kleidete sich mehr schlecht, als gut und zwar nicht, um sonderbar zu scheinen, sondern um andern ein Beispiel von Entsagung zu geben.

In einem Krieg gegen den Spartacus diente er zuerst als Freiwilliger und als dieser geendet war, machte er unterrichtende Reisen, eh' er wieder nach Rom zurükgieng und das Quästoramt antrat, dasjenige, welches jungen Männern den Weg in den Senat bahnte, weil man sich dabei um die Staatshaushaltung sehr verdient machen und seine Redlichkeit, Uneigennützigkeit und Eifer, das Beste der Republik zu befördern, vorzüglich zeigen konnte. Die Hochachtung seiner Mitbürger wuchs daher mit jedem Tage gegen ihn und sein bloßes Wort galt mehr, als eines andern Eid. Als er sich daher um die Stelle eines Zunftmeisters bewarb, die er auch erhielt, sagte man, daß durch deren Uebertragung nicht ihm eine Ehre, sondern dem Staat eine wahre Wohlthat erwiesen würde.

Als Cäsar und Pompejus über die Herrschaft Roms stritten, widersezten sich zwar viele ehrwürdige Männer, aber keiner von allen mit größerm Nachdruk, als Cato. Als sie die Austheilung der Äcker unter das Volk,

um sich diesem gefällig zu machen, vorschlugen, war er der einzige, der sich weigerte, das darüber durchgesezte Gesez zu beschwören, nicht sowohl wegen der Äcker, als vielmehr darum, weil er wohl einsah, daß sich die Beförderer desselben diese Gefälligkeit auf Unkosten des Staats würden bezahlen lassen, und nur dann willigte er, von Cicero überredet, ein, als er sah, daß seine Weigerung fruchtlos sei und dem Ganzen mehr schade, als nüze. Cäsar ließ ihn einst wegen seiner in einem andern Fall bewiesenen Standhaftigkeit gefangen setzen und glaubte, Cato sollte ihn um seine Freiheit bitten, allein er that es nicht, Cäsar mußte nachgeben, und ein gleiches widerfuhr einst dem Consul Trebonius.

Es war in Rom Sitte, daß die meisten, welche Staatsämter suchten, die Stimmen erkauften. Dieser sezte sich Cato, als er Prätor, oder Stadtrichter, war, heftig entgegen und gab solche Proben von der reinsten Gerechtigkeitsliebe, daß er sich alle Redlichen aufs äusserste verband, alle schlechten Leute aber sich zu Feinden machte, wobei er indessen sehr gleichgültig blieb. Selbst die Feindschaft des mächtigen Pompejus und des mit ihm verbundenen Crassus achtete er nicht, sondern wandelte immer geraden Weges.

Als die Lage der Sachen zwischen Pompejus und Cäsar immer bedenklicher wurde, beschloß Cato, sich um das Consulat zu bewerben, damit er sich beiden nach Alleinherrschaft strebenden mit Nachdruk widersetzen könnte, weil er aber sich nicht zu Bestechungen erniedrigen wollte, so fiel er bei der Wahl durch, wobei jedoch der Staat mehr, als er, verlor. Er sagte bei dieser Gelegenheit, daß er wohl einsehe, seine strengen Sitten seyen nicht beliebt, er könne sie aber andern zu Gefallen nicht ändern.

Nach seinen großen in Gallien und anderswo erfochtenen Siegen, kehrte Cäsar nach Rom zurük und man fand bestätigt, was Cato längst vorausgesagt hatte, nemlich daß eine Zeit kommen könne, in der Jeder sich vor diesem Einzigen fürchten werde. Um noch schlimmere Folgen zu verhüten, trug Cato jezt darauf an, die höchste Gewalt einstweilen dem Pompejus zu übertragen, weil diejenigen, wie er sagte, welche ein großes Übel gestiftet hätten, auch am ersten fähig wären, es wieder zu dämpfen. Pompejus erwartete den Cäsar nicht in Rom, sondern zog sich mit seinen Soldaten und allen vornehmen Römern in den untern Theil von Italien, wohin ihm auch Cato mit seinem ältesten

Cato der jüngere.

Entdeckte man bei brennendem Durst eine Quelle, so war er immer der letzte, welcher trank; ja, er goss sogar einmal das Wasser, das man ihm in einem Helm dargereicht hatte, aus, weil man es ihm vor andern angeboten hatte.

Sohn folgte. So bald der bürgerliche Krieg ausgebrochen war, legte er die Zeichen der Trauer an und niemals wieder ab. Er ließ seine Haare und seinen Bart lang wachsen, kein Blumenkranz kam mehr auf sein Haupt, und unaufhörlich beweinte er das Unglük seines Vaterlandes. Sein Entschluß war fest, sein Leben zu enden, wenn Cäsar siege, würde aber Pompejus Überwinder, so wollte er sich freiwillig von Rom verbannen, um es nicht in der Gewalt eines einzigen zu sehen.

In diesem Krieg duldete Cato die äussersten Beschwerlichkeiten. Er mußte viele Tage lang auf den Märschen in den abscheülichsten Wüsteneyen zubringen, wo nichts als Sand und Staub, aber weder Menschen, noch Wasser, noch Lebensmittel zu finden waren, Schlangen und wilde Thiere lauerten, Stürme tobten und die Pfade immer undurchdringlicher wurden. Wenn die Winde sich legten, so verschmachteten die Soldaten fast vor Durst und Hitze. Cato ermunterte nicht nur zu Ertragung dieses Elends, sondern er gab selber das erste Beispiel. Er ging immer vor dem Kriegsheer bewaffnet zu Fuß, und theilte alles Ungemach mit demselben. Entdekte man bei brennendem Durst eine kleine Quelle, so

war er immer der lezte, welcher trank, ja, er goß sogar einmal das Wasser, das man ihm in einem Helm dargereicht hatte, aus, weil man es ihm zuerst vor andern angeboten hatte.

Alle Anstrengungen waren indessen vergebens, denn Cäsar siegte und alles demüthigte sich vor ihm, nur Cato nicht, er beschloß vielmehr zu sterben, um die Freiheit des Vaterlandes nicht zu überleben. Ehe er seinen Entschluß ausführte, las er in Plato's „Phädon“ und als er fertig war, sah er sich nach seinem Schwerdt um, das zuvor über seinem Bette hing, aber von seinem Sohn weggenommen war. Man mußte es bringen, und kein Zureden aller, die um ihn waren, änderte seinen einmal gefaßten Vorsaz. Er zog das Schwerdt aus der Scheide, fand es scharf genug und sagte: „Nun bin ich endlich mein eigener Herr!“ Er las noch einmal das sokratische Gespräch, schlief dann bis um die Mitternacht, und da man ihm die Nachricht brachte, daß alle seine Freunde durch die Flucht gerettet seyen, verlangte er, allein zu seyn und hieß die Thüre seines Schlafzimmers verschliessen. Kaum war er allein, so stieß er sich das Schwerdt durch die Brust, und endete

so im acht und vierzigsten Jahr seines Alters sein Leben.

Nach christlichen Begriffen that Cato Unrecht, sich das Leben zu nehmen, indem wir nach denselben nicht von dem Posten abtreten dürfen, auf den uns der Herr des Lebens und des Todes gestellt hat, und wenn auch noch so viele Widerwärtigkeiten über uns hereinbrächen, als ehe er uns selber abruft; — nach den Begriffen seiner Zeit aber von Freiheit und Vaterland, müssen wir ihn eher bedauern, als tadeln. Es schien ihm eine Schande, aus Cäsars Gnade zu leben und das Grab zu sehen, das dieser der Freiheit bereite. Die stoische Philosophie, welche das Leben verachten lehrte, wenn man seine wichtigsten Pflichten nicht mehr erfüllen könne, trug das ihrige auch dazu bei, ihm diesen Schritt zu empfehlen, und also fehlte er, was er fehlte, aus Irrthum. Dieses abgerechnet, war er ein durchaus vortrefflicher Mensch und man kann unbedingt das Urtheil unterschreiben, das Vellejus Paterculus von ihm fällte. „Er war ein wahrhaftes Ebenbild „der Tugend, der niemals blos deswegen „recht handelte, damit er rechtschaffen zu „seyn scheinen möchte, sondern weil er gar „nicht anders handeln konnte; der nur das

„vernünftig fand, was auch gerecht war, der,
„frei von menschlichen Fehlern, immer Herr
„über sein Schiksal blieb.“

13.

Octavius Augustus.

Schon in seinem vierten Jahr hatte Octavius seinen Vater verloren und wurde von seinem Großonkel, Cajus Julius Cäsar an Kindesstatt angenommen, mit dem er in seinem sechzehnten Jahr in den spanischen Krieg zog. Als Cäsar hernach die Parther und Dacier zu bekriegen beschlossen hatte, schikte er den Jüngling nach Appollonien, wo er sich mit den Wissenschaften beschäftigen sollte. Hier blieb er so lange, bis er Cäsars Ermordung erfuhr, dann ging er nach Rom, um sowohl diese zu rächen, als die Verlassenschaft des Umgebrachten in Anspruch zu nehmen. Antonius, welcher das Volk zur Rache aufgefordert hatte und auf dessen Ruf auch geschehen ist, was wir bereits wissen, empfieng den Octavius nicht so freundschaftlich, wie dieser erwartet hatte, weil er in ihm einen Mitwerber um die höchste Gewalt zu sehen glaubte, und verweigerte ihm unter allerlei Vorwand die Herausgabe der Erbschaft. Octa-

vius wollte nun zeigen, daß es ihm nicht blos um Geld zu thun sei, daher verkaufte er sein eigenes väterliches Erbe, um die Vermächtnisse Cäsars, besonders die an das Volk, heraus zu bezahlen, wodurch er sich allgemein beliebt machte; auch nahm er den Namen „Cäsar“ an, um die Erinnerung an den großen Mann nicht sterben zu lassen. Er fand, besonders unter den Soldaten, einen so großen Anhang, daß Antonius nicht wenig eifersüchtig wurde, daher keiner dem andern traute, und endlich beide sich zum Krieg rüsteten, den sie für unvermeidlich hielten.

Antonius wurde von Octavius bei Mutina geschlagen, bald aber vereinigten sich beide wieder unter einander, und mit dem Lepidus gegen den Senat, von dem Octavius beleidigt, obgleich zur Versöhnung zum Consul gemacht, und in der Folge noch mit dem Beinamen: „Augustus“ (wie wir ihn von nun an nennen wollen) das ist: „ein geheiligter oder über alle Menschen weit erhabener Fürst“ beehrt worden war. Diese drei Männer beschlossen eine Theilung des römischen Reichs und verfügten über das Schiksal von Tausenden; sie wollten unter dem Titel eines Triumvirats auf fünf

Jahre lang die höchste Gewalt vereint besitzen, die Provinzen theils einzeln, theils gemeinschaftlich, verwalten und endlich alle ihre Widersacher umbringen. Dreihundert Senatoren und über zweihundert Ritter stunden auf der Mordliste. Ihre Güter wurden eingezogen, und ihre Mörder mit der Beute bereichert.

Lepidus war der erste, der um seinen Antheil am Triumvirat kam, und als Augustus mit diesem fertig war, kam die Reihe an den Antonius. Es fand sich bald ein Vorwand, mit ihm zu brechen. Sie bekriegten sich und Antonius, um nicht lebend in Augusts Hände zu fallen, tödtete sich selber. Nachdem nun der leztere sich von allen lästigen Kollegen befreit sah, stund ihm nichts mehr im Wege, der erste im Staat zu werden. So bald dieser Wunsch befriedigt war, wurde Augustus ein besserer Mensch; seine Grausamkeit verschwand und er gewann die Liebe und Hochachtung der Römer.

Er gab viele weise Gesetze, schaffte alte Mißbräuche ab und stellte Ruhe und Ordnung wieder her, die während der innerlichen Kriege und Verwirrungen fast ganz verschwunden waren, bezeugte sich freigebig, ohne Verschwendung, mässig ohne Pracht, leutselig und herablassend ohne Kriecherei. Einen Soldaten

vertheidigte er einmal persönlich vor Gericht. Freilich hatte dieser, da ihm August gerathen hatte, sich an einen Sachwalter zu wenden, geantwortet: „ich habe dir in der Schlacht bei Aktium auch durch keinen Anwalt gedient!“ Besonders bewunderte man die Großmuth, mit der er seinen Feinden vergab und ein merkwürdiges Beispiel davon erzählen alle seine Geschichtschreiber. Cornelius Cinna, ein römischer Patrizier, Enkel des Pompejus, hatte sich in eine gefährliche Verschwörung gegen August eingelassen, aber sie wurde vor der Ausführung entdekt. Schon hatte Cinna früher einmal die Waffen gegen ihn getragen und jezt erwartete Jedermann, daß er hart gestraft werden würde. August ließ ihn zu sich rufen, hielt ihm vor, daß er sich schon einmal gegen ihn und nun zum zweitenmal vergangen habe. „Ich habe dir“ — sagte er — „nun zweimal das Leben geschenkt, einmal als meinem Feind, jezt als einem gegen mich Verschwornen. Ich gebe dir das Consulat und also laß uns Freunde seyn, Cinna. Künftig wollen wir uns bloß darüber streiten, ob meine Großmuth, oder deine Treue größer sei.“ — Dieser Edelmuth hatte die schöne Folge, daß von nun an alle Verschwörungen gegen August aufhörten.

So gut und so weise handelte nun Augustus, aber damit er vor Rükfällen in frühere Fehler gesichert seyn möchte, bediente er sich des Raths kluger und erfahrener Männer, besonders des Agrippa und Mäcenas. Der leztere war ein ausgezeichneter Freund der Künste und Wissenschaften, und durch ihn ermuntert, sangen Horaz und Virgil ihre unsterblichen Gedichte. August führte auch glükliche Kriege, nur gegen die Deutschen war er sehr unglüklich. Sein Feldherr, Quinctilius Varus, wurde von ihnen dergestalt geschlagen, daß dieser im Jammer, der ihn betroffen hatte, sich in sein eigenes Schwerdt stürzte. Als August die schrekliche Niederlage erfuhr, war er ganz untröstlich; er ließ, zum Zeichen der tiefsten Trauer, seine Haare und Bart lang wachsen und rief öfters in seinem Unmuth aus: „Varus! Varus! gieb mir meine Legionen wieder!“ Die Römer hatten von dieser Zeit an so wenig Lust mehr, mit den Deutschen zu fechten, daß August sie zwingen mußte. Er nahm dem Zehnten, auf den das Loos fiel, seine Güter und erklärte ihn für ehrlos; endlich, da auch dieses nicht helfen wollte, ließ er sogar einige hinrichten.

Neben diesem öffentlichen Unfall verbitterten ihm auch häusliche Leiden das Leben. Er hatte eine einzige Tochter und von ihr Enkel und Enkelinnen, die er an Kindesstatt annahm. Sie erhielten unter seinen Augen die beste Erziehung, ja er unterrichtete sie wohl gar selbst in den ersten Anfangsgründen der Künste und Wissenschaften, wie ein treuer und sorgsamer Vater. Da er wünschte, daß sie dereinst nach seinem Tod auch eine große Rolle spielen sollten, so empfahl er sie vielmal der Gunst des römischen Volks, doch immer mit dem Ausdruk: „wenn sie es verdienen.“ Alle seine Hoffnungen wurden aber noch bei seinem Leben vereitelt, denn er mußte sowohl seine Tochter, als ihre Kinder, zur Strafe ihres lasterhaften Lebens, an abgelegene Orte als Gefangene verweisen. Ein Glük für August war es, daß er sich nicht vorwerfen durfte, er habe dieß durch Vernachlässigung ihrer Erziehung verschuldet.

Nachdem August ein und vierzig Jahre regiert und fast sieben und siebenzig Jahre gelebt hatte, starb er. Sein Tod sezte das römische Volk in tiefe Betrübniß und man sagte: er hätte entweder nie geboren werden müssen (weil er Anfangs viel Böses that) oder nie sterben sollen, wegen

des nachmaligen vielen Guten, das er seinen Unterthanen erzeigte.

Die größte Merkwürdigkeit seiner Regierungsperiode war, daß während derselben der wohlthätigste Lehrer der Menschheit, Jesus Christus, geboren wurde. — Unter August erhielt Rom vielerlei Verschönerungen und Verbesserungen, z. B. treffliche Wasserleitungen, Bronnen und die dazu gehörigen Gebäude, öffentliche Bäder und den berühmten Tempel, das Pantheon, oder Sitz aller Götter, welcher noch jezt steht, aber längst in eine Kirche aller Heiligen umgewandelt worden ist.

Eine merkwürdige Verordnung enthielt Augusts Testament, nemlich: die Römer sollten niemals einem einzigen zu vieles Ansehen einräumen, damit er nicht Anlaß nehmen möchte, ein Tyrann zu werden, auch solle man das Reich nicht zu sehr erweitern, welches schon jezt nur mit Mühe behauptet werden könne.

14.

Domitius Nero.

Die römische Kaiserkrone hatte Nero seiner Mutter Agrippina zu danken, denn als

ihr Mann, der Kaiser Klaudius, ermordet war, ließ sie seinen Tod so lange verbergen, bis sie ihrem Sohn die Nachfolge gesichert hatte. Er war siebzehn Jahre alt, als er den Thron bestieg und die ersten fünf Jahre regierte er so milde, daß Jedermann sich unter ihm glüklich schäzte, denn er ließ sich ganz von seinem weisen Lehrer Seneka und dem Feldherrn Burrhus leiten. So lange er den Rathschlägen dieser wackern Männer Gehör gab, ging alles gut und einer der folgenden Kaiser, Trajan, pflegte zu sagen: alle andere Regierungen seyen mit Nero's ersten fünf Jahren gar nicht zu vergleichen. Wenn ihm z. B. ein Todesurtheil zur Unterschrift gebracht wurde, sagte er wehmüthig: „Wollte Gott, daß ich nicht schreiben gelernt hätte!“ Als ihm einmal der Senat wegen der weisen Ordnung und Gerechtigkeit seiner Staatsverwaltung Lobsprüche ertheilte, erwiederte er bescheiden: „Man möchte warten, bis er sie besser verdient hätte.“

Leider dauerte diese rühmliche Regierung nicht lange. Den Anfang seiner Umwandlung machte er damit, daß er seinen Bruder Britannicus vergiften ließ, weil Agrippina gedroht hatte, diesen statt seiner auf den Thron zu heben. Auch seiner Mutter ließ er

dreimal Gift beibringen, das aber wegen des schleunig genommenen Gegengiftes die beabsichtigte Wirkung verfehlte. Seneka und Burrhus mochten ermahnen so viel sie wollten, es fruchtete nichts mehr und der vorher so treffliche Jüngling ließ nun seinen Leidenschaften und Lastern völlig freyen Lauf. Er fand Vergnügen daran, bei Nacht als Sklave verkleidet in den schlechtesten Häusern herumzulaufen und der Wollust zu fröhnen und wie er, so thaten es auch andere liederliche junge Leute, so daß jede Nacht die Straßen vor Tumult und Unruhen erfüllt waren, und damit die Römer seine Ausschweifungen ruhig dulden möchten, stillte er den Ausbruch ihres Unwillens durch seine Freigebigkeit, indem er ihnen Abgaben nachließ und Geschenke machte. Agrippina ließ er durch den Sklaven Anicetus umbringen und dann den todten Körper aufschneiden, um die Stätte zu sehen, wo er als Kind vor seiner Geburt gelegen habe, Burrhus verlor den Kopf, Nero's eigene Gemahlin, Octavia, wurde ermordet. Danebst leerte er durch ungeheure Verschwendungen den ganzen Schatz aus, und um sein Gewissen nicht laut werden zu lassen, zerstreute er sich damit, daß er sich bei öffentlichen Spielen als Wagenführer sehen, oder

als Sänger hören ließ, und seinen Gesang mit der Leyer begleitete. Dieß that er nicht blos in Rom, sondern da er einmal sein Reich durchreiste, in allen vorzüglichen Städten ließ er sich als Sänger und Dichter bewundern, und wehe denen, die seiner Eitelkeit nicht Opfer des lautesten Beifalls brachten. Müde der Lobeserhebungen seiner Unterthanen, gieng er nach Griechenland, um auch da Bewunderung einzuerndten. Es konnte ihm nicht schwer werden, da er überall seine Kreaturen hatte; daher er sogar in den olympischen Spielen gekrönt wurde, und die Thorheit begieng, als wenn er einen großen Sieg erfochten hätte, deßhalb als Triumphator in Rom einzuziehen. Senat und Volk giengen ihm entgegen, man schlachtete Opferthiere, sang Loblieder, bestreute die Straßen mit Saffran und erleuchtete sie bei Nacht.

Wäre es nur bei diesen kindischen Ausbrüchen einer läppischen Eitelkeit geblieben, so würde man den, der sie begieng, zwar verachtet und des Thrones unwürdig gefunden haben; allein leider blieb es dabei nicht, sondern die Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten des Tyrannen wurden immer größer, und er pflegte zu sagen: Mag man mich immerhin hassen, wenn man mich nur fürch-

tet! — Einst bei einer prächtigen Abend-malzeit fiel es ihm ein, er möchte die Stadt Rom brennen sehen, und im Augenblik ließ er durch abgeschikte Leute den Gedanken aus-führen. Rom brannte sechs Tage und sieben Nächte, so, daß von vierzehn Quartieren, in welche die Stadt eingetheilt war, kaum viere stehen blieben. Nero sah dem Brand auf einem hohen Thurme zu, und sang während desselben ein Gedicht auf den Brand von Troja ab, das er zu dem Ende verfertigt hatte, und um länger die schrekliche Augenweide zu haben, hinderte er es, daß das Feuer nicht gelöscht werden durfte.

So gewiß der Kaiser die einzige Ursache dieser Verheerung war, so wollte er doch nicht, daß jemand es glauben sollte, er schob daher die Schuld auf die Christen, deren sich damals schon eine große Menge zu Rom auf-hielt, und ließ eine fürchterliche Verfolgung über sie ergehen. Einige wurden in die Felle wilder Thiere eingenäht und so von Hunden zerrissen, andere gekreuzigt, noch andere mit Pech überzogen in die Straßen gestellt, bei Nacht angezündet und verbrannt. Rom baute er wieder auf und schöner, als es vorher ge-wesen war, aber nichts glich der Pracht, mit welcher sein eigener Pallast, den man von

jezt an nur den goldnen Pallast nannte, hergestellt wurde, die alles übertraf, was man bis dahin in fürstlichen Wohnungen gesehen hatte.

Da jedermann zu Rom in beständiger Todesfurcht lebte, so konnte es nicht fehlen, man mußte endlich des Tyrannen müde werden. Piso ein rechtlicher und vermöglicher Mann, wurde das Haupt einer Verschwörung, an der die vornehmsten Römer Theil nahmen, um das Ungeheuer aus der Welt zu schaffen; aber Nero erfuhr sie und nun folgten Hinrichtungen auf Hinrichtungen, selbst Seneka mußte sterben, obwohl er schwerlich in die Sache verwickelt, und vielleicht daß der strenge Sittenrichter nur sonst seinem entarteten Zögling lästig war. Vorzüglich bedauert wurde ein edler Römer, Namens Pätus. Man öffnete ihm die Adern, und ließ ihn zu Tode bluten. Arria, seine Gattin, wollte des nemlichen Todes sterben, und kaum vermochten die Bitten des Sterbenden noch so vieles über sie, um sich ihren Kindern zu erhalten *).

*) Auch die Mutter dieser Römerin, deren Namen, Arria, sie trug, hat sich in der Geschichte berühmt gemacht. Man beschuldigte ihren Mann, er habe an einer Verschwörung gegen den Kaiser

Wie in Rom, eben so grausam verfuhr man auch in den Provinzen. Im ganzen Land schwärmten Nero's Söldlinge umher, um Verdächtige aufzusuchen; man warf sie in Ketten, und führte sie nach kurzen Verhören zum Tode. Auch die Gouverneurs wütheten nach dem Beispiel des Kaisers durch Raubsucht und Grausamkeit gegen die Unterthanen. Empörungen, worunter eine der Juden die merkwürdigste ist, waren daher nichts seltenes, doch wurden sie durch den überall verbreiteten Schrecken bald wieder gedämpft. Endlich als Nero zum zweitenmal aus Griechenland zurük kam, war sein Untergang beschlossen. Die Gallier stunden mit einem Heer von hunderttausend Mann gegen ihn auf, und ermunterten den Statthalter, Sergius Galba, sich zum Könige aufzuwerfen. Nero träumte von keiner Gefahr, und fuhr fort, sich als Künstler auf dem Theater zu zeigen, um sich zu zerstreuen, aber endlich war es ihm doch nicht mehr ganz wohl ums Herz. Nun ge-

---

Klaudius Theil gehabt. Als er deßwegen hingerichtet werden sollte, stieß sie sich einen Dolch in die Brust, und zog ihn sterbend mit den Worten heraus: Paete, non dolet. (Pätus, er schmerzt nicht.)

rieth er auf allerhand wunderliche Einfälle. Bald wollte er durch Bitten und Thränen seine Feinde zum Mitleiden bewegen; — bald wollte er wieder den ganzen Senat ermorden, und die Stadt Rom noch einmal anzünden lassen; dann fiel ihm wieder ein, die Regierung niederzulegen, und als Künstler umher zu reisen.

Während dieses Hin- und Herschwankens, ohne zu einem Entschluß zu kommen, wurde seine Lage immer gefährlicher. Nicht blos die Armeen von Gallien und Spanien, sondern auch die Legionen in Deutschland, Afrika und Lusitanien stunden gegen ihn auf. Bald wollte er da, bald dorthin fliehen, um sich zu verbergen; er bettelte von Haus zu Haus um Beistand und Erbarmen, aber umsonst, es gab ihm niemand Gehör, — alles verließ ihn. Ein einziger seiner Freigelassenen, Namens Phaon, bot ihm sein Landhaus zum Zufluchtsort an, wo er bald vernahm, daß Galba zum Kaiser erklärt, er selbst aber zum Tode verdammt sei. Es kamen Soldaten, ihn aufzusuchen und gefangen nach Rom zu liefern, und diese lezte traurige Nachricht vermochte ihn endlich, mit dem kläglichen Ausruf: „Was für ein großer Künstler geht der Welt durch mich verloren!" , sein

Leben durch einen Dolchstich in den Hals zu enden. Er hat vierzehn Jahre regiert, und ist ein und dreissig Jahre alt geworden. Sein Andenken, als Scheusal der Menschheit lebt unaustilgbar in der Weltgeschichte.

15.

Seneka.

Kurz vor dem Tod des Kaisers Augustus wurde der Philosoph Seneka zu Cordova in Spanien geboren, kam aber schon in seiner Kindheit nach Rom. Sein Vater gab ihm Unterricht in der Beredsamkeit und neben dieser legte er sich auch auf die Rechtsgelehrsamkeit und Philosophie. Unter des Tyrannen Caligula Regierung hörte er ganz auf, öffentlich zu reden, um diesen nicht zum Neide zu reitzen, weil er sich einbildete, der beste Redner in der Welt, so wie Nero, der größte Sänger und Dichter zu seyn. — Die Kaiserin Agrippina, Gemahlin des Klaudius, in Hoffnung, ihren Sohn dadurch bei dem Volk beliebt zu machen, gab ihm den Seneka zum Lehrer, und wir haben bereits gehört, daß Nero die Freude und Wonne der Römer war, so lange er den Lehren und Rathschlägen dieses weisen Mannes folgte, daß er

hingegen in die schändlichsten Laster und Ausschweifungen fiel, nachdem er sich von ihm getrennt hatte. Als nemlich der Lehrer sich überzeugte, daß all sein Ermahnen vergebens sei, zog er sich von dem verderbten Hof zurük und der junge Kaiser ließ es geschehen, obwohl er sich stellte, als ob es ihn ausserordentlich schmerze.

Der Weise lebte von nun an in Stille und Eingezogenheit, beschäftigte sich mit Verfassung seiner philosophischen Werke und schien der grössern Welt ganz abgestorben zu seyn. Nachdem aber Nero einmal so weit gekommen war, daß er keinem rechtlichen Mann das Leben mehr gönnte, so kam auch die Reihe, ein Opfer seiner Grausamkeit zu werden, an seinen ehmaligen treuen Freund, Rathgeber und Lehrer. Nero schikte einen Tribunen an ihn ab, der ihm sagen mußte, daß er ihn für einen Theilhaber an dem von Piso gegen sein Leben geschmiedeten Komplott halte. Seneka widersprach es, gestund aber freimüthig, daß er deßwegen den Schändlichkeiten des Kaisers nie das Wort reden, sondern sie allzeit mißbilligen werde. Als Nero dieses vernahm, sagte er: „Gehe hin und befiel ihm, zu sterben.“ Ein Centurio zeigte dieses dem Seneka an und er war sogleich dazu bereit,

forderte sein Testament, um noch einige Zusätze zu machen, und als ihm der Centurio keinen Aufschub gestatten wollte, so sagte er zu einigen anwesenden Freunden: „Weil es mir also „nicht erlaubt ist, euch andere Beweise mei„ner Liebe zu geben, so hinterlasse ich euch „wenigstens ein Vermächtniß, das mehr werth „ist, als alle übrigen, — mein Beispiel.“ Er tröstete sie, da sie sein Schiksal beweinten, umarmte seine Gemahlin und ließ sich nun, um sich zu Tode zu bluten, die Adern an beiden Armen öffnen, zulezt auch an den Füßen. Da alles dieses nicht helfen wollte, forderte er Gift, und endlich ließ er sich in ein warmes Baad bringen, dessen Dampf ihn erstikte.

Es ist der Mühe werth, der Zärtlichkeit nicht zu vergessen, die die Gattin des Seneka bewieß. Um ihren Mann nicht zu überleben, ließ auch sie sich die Adern öffnen. Nero hörte es und als ob seine Grausamkeit nicht zulassen könnte, die beiden im Tode vereint zu lassen, mußte die Frau auf seinen Befehl gerettet werden. Sie lebte nur noch kurze Zeit, und zeigte durch ihr anständiges, sittliches Betragen, daß sie ihres Mannes werth gewesen sey.

Von Seneka's Schriften sind mehrere auf unsre Zeiten gekommen und man hat jederzeit besonders diejenigen werth geschäzt, worinn er die wichtigen Lehren von Gott, Vorsehung und den menschlichen Pflichten abhandelte. Folgende Beispiele mögen diese Werthschäzung näher begründen. In einer Schrift de Ira (vom Zorn) schreibt er: „Was zürnest du auf deinen Knecht, auf deinen Herrn oder Fürsten? — Gedulde dich nur einen Augenblik, siehe, schon kommt der Tod, der uns alle gleich macht." — In der Schrift de Providentia (von der göttlichen Vorsehung) zeigt er besonders, warum Gott es oft den besten Menschen übel ergehen lasse und sagt: „Sie leiden kein „wirkliches Übel, es sind nur Züch„tigungen eines gütigen Vaters und „jene Menschen werden dadurch in „der Tugend geübt und gestärkt. Ein „tapferer Mann, der mit dem Un„glük kämpft, und unter den wieder„holten Stürmen desselben doch im„mer aufrecht stehen bleibt, ist das „Schönste und Würdigste, worauf „Gott in der Welt schauen kann." — So finden wir in einer andern Schrift de brevitate vitae (von der Kürze des mensch-

lichen Lebens) die schöne Stelle: „Wir „haben kein kurzes Leben empfan„gen, sondern wir haben es selber „kurz gemacht. Es ist nicht wenige „Zeit, die wir haben, sondern vie„le Zeit, die wir verderben. Das „Leben wäre lang genug und würde „vollkommen zureichen, viel Gros„ses und Gutes zu thun, wenn man „es nur gehörig anwenden woll„te." Ein von Seneka's merkwürdigsten Schriften ist die de Beneficiis (von den Wohlthaten) und die de contemnenda morte (von der Verachtung des Todes). Daß er in der leztern dem Selbstmord das Wort redet, müssen wir mit den Begriffen entschuldigen, die zu seiner Zeit über diese Materie herrschten, zu welcher man ihn unter gewissen Umständen für eine große Handlung gehalten hat.

Seneka's Schriften erhielten zu Rom großen Beifall, und verdienen ihn auch großentheils noch, nur verfällt er nicht selten in den Fehler, daß er zu sehr an seinem Vortrag künstelt und daher dunkel und unverständlich wird. Je natürlicher, desto schöner, sollte jedes Schriftstellers erste Regel seyn.

16.

Epictetus.

Dieser Mann hat zwar in seinem Leben keine Heldenthaten verrichtet, von denen man sich gemeiniglich beinahe allein zur Bewunderung hinreissen läßt, nichts desto weniger aber war er hochachtungs- und verehrungswürdig. Seine Vaterstadt war Hierapolis in Carien. Er kam in früher Jugend nach Rom, und diente einem Freigelassenen des Kaisers Nero als Sklave. Anfangs behandelte ihn sein Herr sehr grausam, da er aber alles mit größter Gedult und Sanftmuth übertrug, so schenkte ihm jener endlich seine Freiheit. Unter Domitians Regierung wurde er aus Rom vertrieben, gieng nach Nicopolis, lebte dort in großem Ansehen, und ergab sich ganz der Philosophie. Was aber seinen weisen Lehren vorzüglichen Werth gab, war dieses, daß er sie selber in Ausübung brachte. Gar leicht hätte er durch Geschenke begüterter Personen in einen bessern Wohlstand kommen können, aber er blieb in freiwilliger Armuth, weil er seine Glükseligkeit nicht in irrdische und vergängliche Reichthümer, sondern in die Güter des Geistes und Herzens sezte. Er hatte weder Gattin, noch Kinder, weder

ein Haus, noch Güter. Die bloße Erde diente ihm zum Bette, ein Mantel zur Decke und dennoch glaubte er, daß ihm nichts mangle. Die ganze Lebensweisheit, pflegte er zu sagen, bestehe in den zwei einfachen Regeln: „Dulde und meide!“ Mit andern Worten könnte man es ohngefähr ausdrücken: „Gewöhne dich, alles Unangenehme, das dir „widerfährt, gelassen zu ertragen. Mässige „deine Begierden, und schränke deine Leiden„schaften ein. Untersuche den Werth der Din„ge und bestimme ihn, dann wirst du desto „leichter entbehren lernen.“

Von Epictets weitern Schiksalen ist nichts bekannt, man weiß nicht einmal genau, um welche Zeit er gestorben ist, wie sehr er aber verehrt wurde, kann man daraus abnehmen, daß, nach Lucians Erzählung, nach seinem Tod seine irrdene Lampe für dreitausend Drachmen verkauft worden ist.

Man hat ein Büchlein unter dem Titel Enchiridion, (Handbuch) das viele dem Epiktet zuschreiben, andere aber einem seiner Schüler, Namens Arrianus. Wenn wir auch zugeben wollen, daß der leztere Verfasser sei, so ist darum doch nicht weniger glaublich, daß die darinn enthaltenen weisen Lehren aus Epictets Mund geflossen seyen.

und der Schüler sie nur gesammelt habe. Wir wollen einige vorzüglich schöne und der Jugend besonders nüzliche Stellen ausheben.

„Man prüfe alles genau, was man brauchen, lieben, oder zu seinem Vergnügen wählen will und fange bei Kleinigkeiten an, damit man bei dem Verlust dieser Dinge nicht alle Fassung verliere.“

„Die Unruhe der Seele entsteht nicht aus den Dingen in der Welt selber, sondern aus der Einbildung, die wir uns von ihnen machen.“

„Troze auf nichts, das nicht dein Eigenthum ist.“

„Das Leben ist wie eine Schifffahrt. Man geht wohl einmal weg vom Schiff und holt eine kleine Schnecke; aber das Schiff darf man nie verlassen, weil der Steuermann immer rufen kann, und wenn man alt ist, muß man sich ja nicht mehr vom Schiff verlaufen.“

„Klage nie, daß du etwas verloren habest; du mußt nur sagen, du habest es wieder an seinen Herrn zurükgegeben.“

„Das Leben ist wie ein Gastmal, wo die Speisen herumgeboten werden. Kommt etwas zu dir, so nimm davon; geht es vorbei, so hasche nicht darnach und kommt es lange nicht,

so gräme dich nicht darüber, es wird schon noch kommen."

„Sorge dafür, daß du die dir aufgetragene Rolle auf dem Welttheater gut spielest; die Rollen wählen und austheilen, das ist die Sache eines andern."

„Denke immer an den Tod und an das menschliche Elend, dann wirst du nie ungereimte Wünsche hegen, und heftige Leidenschaften befriedigen wollen."

„Wer wirklich Nutzen stiften will, der wird ganz gewiß auch ein religiöser Mann seyn."

„Lästert dich einer wegen eines Fehlers, so denke, er habe deine übrigen nicht gewußt, sonst hätte er auch daran erinnert."

„Vergleiche bei jeder Reitzung die Zeit des Genusses mit der Zeit der nachherigen Reue."

„Unsere größte Sorge muß auf unsere Seele gerichtet seyn."

„Beweise deine Kenntnisse durch gute Thaten, so wie die Schaafe vom Gras, das sie fressen, Wolle und Milch tragen."

Dieß und anderes lehrte Epictet in einem verderbten Staat und unter schlechten Regenten, und giebt einen Beweiß, daß Gottes Vorsehung auch in solchen Verfassungen

Wahrheit und Tugend nicht ganz untergehen läßt. Die Werkzeuge derselben zu Erhaltung des Guten sind öfters klein und unscheinbar, aber die Wirkungen und Spuren, die sie nachlassen, sind unzerstörbar.

17.

Vespasianus.

Seit dem Tode Augusts hatte das römische Reich beinahe lauter schlechte Regenten. Sein nächster Nachfolger, Tiberius, war ein in sich gekehrter, heimtückischer, höchst grausamer Mann, der sich selbst und andern zur Last lebte. Kaligula vermehrte die Grausamkeiten, die sein Vorgänger begieng, so sehr, daß sie beinahe ins Unglaubliche giengen, und verfiel dabei in ganz ungeheure Thorheiten. Klaudius war ein Schwachkopf, abhängig von seinen Kreaturen und Weibern, auf deren Rechnung mehr, als auf seine eigene, die Schandthaten geschrieben werden müssen, die unter seiner Regierung vorgefallen sind. Von dem abscheulichen Nero wurde bereits oben erzählt. Sergius Galba verlor die Liebe des Volks durch seinen niedrigen Geiz, auch war er schon zwei und siebenzig Jahre alt, als ihn die Soldaten zum Kaiser ausriefen,

und regierte kaum sieben Monate. Otho war der einzige, der als Regent besser wurde, als er Privatmann gewesen war. Durch Laster, Thorheiten und Grausamkeiten zeichnete sich wieder sein Nachfolger, Vitellius, aus. Alle diese Menschen tödteten sich entweder selber, (Nero und Otho) oder wurden von Verschwornen und Soldaten umgebracht. So fiel das Reich in eine gänzliche Zerrüttung. Die öffentliche Sicherheit war dahin, Mißbräuche folgten Mißbräuchen, Tugend ward zum Gespötte, Sittlichkeit und Ordnung zum leeren Namen; in Wildheit versank die Armee, und die ungezähmteste Frechheit herrschte unter ihr ungeahndet. Jezt trat Vespasian auf und man durfte endlich auf bessere Zeiten hoffen. Er war schon unter Nero's Regierung Feldherr, und endigte den durch die Juden erregten Aufstand. Unter Otho und Vitellius blieb er bei ihren bürgerlichen Kriegen neutral, und als der leztere ermordet ward, warfen die Soldaten die Augen auf ihn und riefen ihn zum Kaiser aus. Als er sich Rom näherte, kamen ihm der Rath und ein großer Theil der Einwohner mehrere Meilen weit entgegen, um ihm ihre Freude über seine Erhebung zu bezeugen. Man betrog sich auch nicht, in den schönen Erwartungen,

gen, die man von ihm hegte, denn er liebte Gerechtigkeit über alles, und war so milde, daß es ihm peinlich war, gegen jemand eine Strafe verhängen zu müßen. Er erlaubte den Senatoren, in allen Fällen freimüthig ihre Meynung zu äußern; Titel und äußerliches Gepränge rührten ihn nicht, und leutselig benahm er sich gegen Arme und Reiche. Er schaffte unzählige Mißbräuche ab, die unter den vorigen tyrannischen Kaisern eingerissen waren. Dahin gehört z. B. daß er die Processe abkürzte, die die Gerichtshöfe zuvor zu einer furchtbaren Länge ausgedehnt hatten, — daß er die Ausgelassenheit der Armee unterdrükte, und wieder eine Zucht bei derselben einführte. Er baute nicht nur diejenigen Theile der Stadt wieder, die in den frühern unruhigen Zeiten theils abgebrannt waren, theils sonst gelitten hatten, sondern führte auch neue kostbare Gebäude auf. Künste und Wissenschaften unterstüzte und beförderte Vespasian mit großer Freigebigkeit. Er war der erste römische Kaiser, der die Lehrer der griechischen und römischen Beredsamkeit zu öffentlichen Lehrern ernannte und ihnen eine Besoldung anwieß, die sie bis dahin immer nur von wohlhabenden Römern gezogen hatten. Aus allen Gegenden der Erde ließ er

berühmte Künstler kommen, benützte sie und lohnte das, was sie für ihn gearbeitet hatten, durch große Geschenke. Dürftige, aber verdiente Männer, konnten seiner Unterstützung immer gewiß seyn, und nicht nur Rom stieg unter ihm zu grösserer Pracht empor, sondern auch in den Provinzen ließ er manche zerstörte Stadt wieder neu erbauen.

Um die Schattenseite des schönen Gemäldes nicht zu vergessen und partheyisch zu scheinen, müssen wir erinnern, daß Vespasian seinen sonst edeln Charakter durch zu großen Geiz beflekte. Er suchte nicht nur längst veraltete Auflagen wieder hervor, sondern trieb sogar einen Handel mit verschiedenen Waaren, um nur Geld zu bekommen. Diese Auflagen giengen bis ins Unanständige, und es fiel ihm gar nicht auf, wenn man ihn darüber tadelte. Nur das einzige entschuldigt diese zu große Geldbegierde in etwas, daß er nicht, wie seine Vorfahren, es verschwendete und mit vollen Händen hinauswarf, sondern daß er es für das allgemeine Beste verwendete.

Zehn Jahre währte diese glükliche Regierung, als Vespasian endlich in Kampanien von einer Krankheit befallen wurde, die ihn des Lebens beraubte. Als er merkte, daß sein Ende herannahe, ließ er sich von den

Umstehenden von seinem Ruhebette aufheben und sagte: „Ein Kaiser muß stehend sterben" worauf er verschied.

Vespasian stammte aus einer geringen Familie, denn sein Vater war ein Zollpächter, aber Talente und Herzensgüte adelten ihn. Er verbarg seine geringe Abkunft nicht und schämte sich ihrer so wenig, daß er nicht nur derselben öfters offen erwähnte, sondern auch diejenigen als niedrige Schmeichler verachtete, die sie vom Herkules ableiten wollten. Das Glük, Kaiser geworden zu seyn, blähte ihn nicht im mindesten auf, sondern er nüzte es, anderer Bestes zu befördern, genoß es mit weiser Mäßigung und mit Dank gegen die Vorsehung.

18.

Titus.

Titus war der Sohn des Kaisers Vespasian, wurde nach dessen Tod Kaiser und von den Römern noch mehr geliebt, als der Vater. Schon in seinem frühesten Alter zeigte er die vortrefflichsten Geistesgaben, besonders ein ausserordentliches Gedächtnis; nebenbei besaß er ein so edles Herz, daß man ihn „die Liebe und Wonne des menschli-

chen Geschlechtes," zu nennen pflegte. Kaum war er zwanzig Jahre alt, als er in Germanien und Britannien seinem Vaterland als Oberster große Dienste leistete. Er bewies große Tapferkeit und einen ungemeinen Eifer, sich auszuzeichnen: was ihm aber besonders empfahl, war seine liebenswürdige Bescheidenheit. Zu Rom übte er sich in Führung gerichtlicher Händel, um von öffentlichen Geschäften Kenntnisse zu bekommen, dann ward er Quästor, oder Rentmeister; — endlich vertraute man ihm eine Legion, die er als Unterfeldherr seines Vaters im jüdischen Krieg anführte und in diesem hat er der Welt seine Größe zuerst auffallend bewiesen.

Schon seit langer Zeit stunden die Juden unter römischer Herrschaft, das der Stolz des sogenannten „Volkes Gottes" nur sehr schwer ertrug. Sie warteten um diese Zeit mit großer Begierde auf ihren mächtigen Erretter, mit dessen Ankunft sie sich lange schmeichelten, spannen verschiedene Meutereyen und Unruhen an und griefen endlich gar zu den Waffen, weil ihnen der Druk der römischen Stadthalter immer unerträglicher wurde. Unter Nero's Regierung zog Vespasian als Feldherr gegen sie und Titus führte seine Legionen nach Judäa. Es glükte ihm, den be-

rühmten jüdischen Geschichtschreiber Josephus gefangen zu bekommen, als er aber in Ketten nach Rom geführt werden sollte, da machte Titus seinen Fürsprecher und Josephus war gerettet.

Nachdem Vespasian Kaiser geworden war, erhielt Titus den Auftrag, den jüdischen Krieg durch die Eroberung der Stadt Jerusalem zu endigen. Wären die Juden hier mit einander einig gewesen, so würden sie eine Jahre lange Belagerung haben aushalten können, aber das waren sie nicht und dadurch erleichterten sie dem Feind die Eroberung. Lange bezeugte sich Titus sehr gelinde gegen die Belagerten, aber ihre Halsstarrigkeit und hinterlistige Bosheit zwang ihn endlich, schärfere Mittel anzuwenden. Die Mauern wurden bestürmt und die Burg Antonia niedergerissen. In der Stadt wurde die Noth mit jedem Tage größer; eine große Menge Menschen tödtete der Hunger, andere suchten sich durch das armselige Leben durch unnatürliche Lebensmittel, aber vergebens, zu fristen; es war der Todten so viele, daß man sie nicht mehr begraben konnte, sondern nur über die Mauer herab in einen Graben warf. Als Titus die vielen faulenden Körper sah, hub er seine Hände zum Himmel em-

vor und nahm die Gottheit zum Zeugen, daß er an diesen Greueln unschuldig sei. Als er einmal hörte, daß man aus Mangel an Priestern den Gottesdienst nicht halten konnte, welches die Juden ausserordentlich schmerzte, ließ er ihrem Anführer wissen: wenn er die unsinnigen Gefechte fortsetzen wollte, so möchte er wenigstens die Stadt und den Tempel nicht ins Verderben stürzen, und Gott frevelhaft beleidigen, auch den unterbrochenen Gottesdienst fortsetzen lassen. Diese Achtung für eine ihm fremde Religion gereicht gewiß dem Titus zu nicht geringer Ehre. Die Juden bildeten sich ein: Jerusalem sei die Stadt Gottes, der Siz des Heiligthums, und könne nicht zerstört werden; aber sie irrten sich, denn da alle Ermahnungen des römischen Feldherrn fruchtlos waren, so strengte er nun alles an, die Stadt zu erobern und es gelang ihm. Gerne hätte Titus des prächtigen Tempels geschont, allein er mußte ihn der Zerstörung Preis geben, weil die Juden eine Art von Vestung aus ihm gemacht hatten, und von hier aus den Römern grossen Schaden thaten. Als der Tempel bereits brannte, wollte Titus löschen lassen, um ihn zu erhalten, allein das Getümmel und Blutbad an dieser Stelle war zu groß, als daß

man auf seinen Befehl hatte achten können. Er lag nach weniger Zeit in der Asche und nachdem viele tausend Juden umgebracht waren, zündeten die Römer den Überrest der Stadt Jerusalem vollends an, so daß sie am 8. September des siebenzigsten Jahrs nach Christi Geburt in ihren Ruinen dalag.

Als Titus sieggekrönt nach Rom zurück kam, nahm ihn sein Vater zum Mitregenten an, der ihn freudig empfieng, obwohl man ihm kurz zuvor den Sohn hatte verdächtig machen wollen, als ob er die morgenländische Regierung allein an sich ziehen wolle.

Nach einem gepriesenen Betragen vieler Jahre hätte Titus beinahe die gute Meynung der Römer von seiner Person verloren. Er begieng mehrere harte, ja man darf sagen grausame Handlungen, ergab sich schlechter Gesellschaft, überließ sich einer schwelgerischen und ausschweifenden Lebensweise und verkaufte um Geld günstige richterliche Urtheile. Schon fürchtete man, es möchte sich, wie einst Nero, zum Schlimmen ändern, allein kaum wurde er Kaiser, so hörten alle Beschwerden auf. Er verabschiedete seine schlechten Gesellschafter, und hielt sich an Männer, die es mit ihm und dem Vaterland gut meynten; er hielt eine sehr mässige Tafel und entsagte allen wollüstigen

Genüssen; er zeigte so viele Tugenden zusammen vereint, die man vorher kaum einzeln an Fürsten bewunderte. Er sah sich in einer Stelle, wo aller Augen auf ihn gerichtet waren; er wußte, daß man alles Gute und Böse, was geschähe, ihn zuschreiben würde, daß es in seiner Gewalt stehe, Millionen Menschen entweder ein gutes, oder ein schlechtes Beispiel zu geben und sie so entweder gut zu machen, oder zu verderben. Verstand und Herz nahmen diese Grundsätze willig auf und Titus, der eine Weile irre gieng, war für die Tugend wieder gewonnen. Durch seine ganze Regierung bewies er eine unbegrenzte Menschenliebe, Leutseligkeit und Wohlwollen, auch stüzte sich seine Güte auf Klugheit, daher er kein Rohr war, das von jedem Winde wankte, und von jedem bald auf diese, bald auf jene Seite, gelenkt werden konnte, sondern der bei dem einmal anerkannten Guten unabweichlich beharrte.

Gleich im Anfang seiner Regierung hatte er sich zum Grundsatz gemacht, niemand, der ihn um etwas bitten würde, ganz ohne Hoffnung von sich zu lassen. Man erinnerte ihn zuweilen, daß er mehr verspräche, als er möchte leisten können, allein er gab zur Antwort: „von einem Kaiser muß niemand

traurig gehen." Er zählte die Tage seiner Regierung nur nach der Summa der Wohlthaten, die er erwiesen hatte, und wenn ein Tag ausfiel, an dem er gerade nichts Gutes thun konnte, so sagte er gerührt: „Meine Freunde, diesen Tag hab ich verloren." Leben und Eigenthum der Bürger, für das unter seines Vaters schlechten Vorfahren jeder zittern mußte, waren unter Titus vollkommen sicher; nicht einen einzigen Menschen ließ er während seiner Regierung hinrichten, obwohl er oft Gelegenheit dazu gehabt hätte, denn er hatte geschworen: lieber selber umzukommen, als umzubringen; er begnügte sich, Verbrecher mit Leibesstrafen belegen zu lassen. Bei allen Beleidigungen, die ihm selbst widerfuhren, war er voller Nachsicht, indem er nichts zu thun glaubte, das Tadel verdiene, und ungerechte Nachreden ihm völlig gleichgültig waren. Er ahmte in vielen Stücken seinem Vater nach, aber er übertraf ihn noch an Güte, Sanftmuth, Freigebigkeit und Liebe zu den Wissenschaften. Schon unter Vespasian mußten die Angeber, deren sich die frühern Kaiser häufig bedienten, wenn sie den einen oder andern stürzen wollten, ihr niedriges Gewerbe einstellen, aber Titus war noch strenger gegen

ſie; er ließ ſie öffentlich auf dem Markt geiſ-ſeln, und in den Amphitheatern zur Beſchimpfung herumführen; andere verkaufte er als Sklaven, oder ſchikte ſie auf unfruchtbare Inſeln, um ſie anzubauen.

Bei allen ſeinem Edelmuth konnte Titus doch gefährlichen Feinden nicht entgehen, obwohl er ſie durch Güte und Sanftmuth zu beſiegen ſtrebte. Einige gewann er damit, aber bei ſeinem eigenen Bruder Domitian ſchlugen alle Verſuche, ihn zu gewinnen, fehl, obgleich Titus ihn oft mit Thränen um Vertrauen und brüderliche Liebe bat. Domitian, von Herrſchſucht gefoltert, verläumdete ſeinen edeln Bruder bei jeder Gelegenheit, ſuchte die Legionen zu gewinnen und ſo gar aus Rom zu entfliehen, um Unruhen in den Provinzen zu erregen, doch Titus blieb immer milde und nachgebend. Ohngeachtet jenes Unruheſtifters blieb das römiſche Reich ganz ruhig, einen entfernten Krieg in Britannien ausgenommen, der ſich jedoch bald und glüklich endigte. Auſſerdem erlitten die Römer unter dieſer ſchönen Regierung auch einige bedeutende Landplagen. So z. B. warf der Veſuv heftig Feuer aus und machte Kampanien weit umher zur Wüſte. Damit war ein Erdbeben verbunden, welches die Städte

Pompeji und Herculanum verschlang; auch andere Städte wurden beschädigt und eine Menge Menschen büßten ihr Leben ein. Als Titus von diesem Unglük hörte, wandte er alles an, das Elend der Nothleidenden möglichst zu lindern und während seiner Abwesenheit brach zu Rom selbst ein unterirrdisches Feuer aus, das drei Tage und Nächte lang fortbrannte, viele Tempel, öffentliche Gebäude und einen großen Theil der Stadt in die Asche legte. Denen, die durch den Brand gelitten hatten, gab Titus Trost in öffentlichen Ausschreiben und ersezte ihnen ihren Schaden aus seinen eigenen Mitteln. Reiche Personen, wohlhabende Städte, sogar auswärtige Könige erboten sich zu milden Beiträgen, aber der gütige Kaiser nahm nichts an.

Jezt rükte das Ziel von Titus wohlthätiger Regierung schon heran, die zum Unglük des römischen Volks nur zwei Jahre gedauert hatte. Er reiste in das sabinische Land, und sah Rom nicht mehr. Gleich in der ersten Nacht, die er auf dem Lande zubrachte, überfiel ihn ein Fieber, das sogleich tödtlich schien. Er weinte, daß er in der Blüthe seiner Jahre — denn er war erst ein und vierzig — sterben müßte, indem er so gerne noch manches Gute thun möchte, und sezte diesem schö-

nen Wunsch die Aeusserung bei: „Er erinnere sich nur einer einzigen Handlung, die ihn gereue“ *). Was dies für eine Handlung sei, darüber muthmaßte man vielerlei, aber gewiß kann es niemand sagen. —

Titus starb am 13. September des Jahrs 81 und die Sage war fast allgemein, daß sein unnatürlicher Bruder Domitian ihm heimlich habe Gift beibringen lassen. Zu Rom und allenthalben erregte dieser Todesfall die ausserordentlichste Bestürzung und es herrschte eine solche Traurigkeit, als ob jeder Familie ihr Vater abgestorben wäre. Noch jezt fehlt ihm gerechte Bewunderung nicht, denn

„Wer edel herrscht, hat doch, stürb' er auch früher, Jahrhunderte gelebt“ **).

---

*) Am Abend des Lebens, sagt Sturz, wird selten ein Mann, der in große Verhältnisse verflochten war, die vergangene Zeit noch durchzuleben wünschen, ohne Epochen oder Vorfälle auszunehmen, deren Andenken ihn quält. Nur ein Bernstorf konnte sagen: er nähme jeden Tag seines verflossenen Lebens aus den Händen der Allmacht ohne Bedingung zurük, wenn er nicht einer herrlichern Zukunft entgegen gienge.' Erinnerungen aus Bernstorfs Leben. S. 108.

**) Klopstock in der Ode auf Friedrich V. König von Dänemark.

19.

Domitianus.

Nach des edeln Titus Tod hatten die guten Zeiten der Römer auf lange wieder ein Ende, denn sie wurden fünfzehn Jahre von Domitian gepeinigt. Der Anfang seiner Regierung war erfreulicher als man erwartet hatte, denn da er als Wüstling bereits bekannt war, so konnte man sich nicht genug wundern, daß er sich nach Besteigung des Throns so gnädig, freigebig und gerecht erwies. Er schien einen großen Abscheu vor Blutvergießen zu haben, denn er erlaubte sogar einmal nicht, daß man einen Ochsen opferte; er nahm keine Vermächtnisse an, wenn ein Erblasser Kinder hinterließ, und brachte ganze Tage damit zu, gerichtliche Urtheile, die ihm ungerecht schienen, umzustossen. Dieser lobenswürdige Anfang dauerte leider nur nicht lange, Ungerechtigkeit, Geldgeiz, Grausamkeit und die schändlichsten Wollüste, traten an die Stelle von Gerechtigkeit, Milde, Freigebigkeit und Tugend. Seine Unterhaltung bestund in einigen Leibesübungen und Hinrichtungen, denen er persönlich mit sichtbaren Vergnügen beiwohnte und war er einsam auf seinem Zimmer, so — fieng er Fliegen, die

er dann an Nadeln spießte. Als man daher einst einen seiner Diener fragte, wer bei dem Kaiser sei, antwortete er: „Niemand, auch nicht einmal eine Fliege.“

Domitian war zu feige, als daß ihm der Krieg hätte gefallen können, demohngeachtet wollte er als Held gerühmt seyn, und beneidete seine Feldherren, wenn sie irgend etwas rühmliches ausrichteten, ja der verdiente Agricola wurde dergestalt von ihm gehaßt, daß er ihn aus der Welt fördern ließ. Er feierte einen öffentlichen Triumph über die Deutschen, ob er gleich mit ihnen zu fechten nie das Herz gehabt, und sich nur einige Tage jenseits des Rheins aufgehalten hatte.

Sein Stolz war so ungeheuer groß, daß er sich göttliche Ehre erweisen ließ, und nicht zugab, daß man ihm andere Statüen errichten durfte, ausgenommen von Gold und Silber. Seine Grausamkeit nahm mit jedem Tage zu, und unter den nichtswürdigsten Vorwänden ließ er Senatoren und andere Römer hinrichten. Sein eigener Haushofmeister wurde gekreuzigt, auch erregte er die zweite Verfolgung gegen die Christen, die noch schreklicher war, als die unter Nero. Unbegrenzt war seine Habsucht und es bedurfte nur, irgend

einen wohlhabenden Römer zu wissen, um ihn auf der Stelle zu Grunde zu richten.

Seine schändlichen Thaten hörten nur mit seinem Leben auf, das er — wie Tyrannen gebührt — gewaltsam endete. Er hätte die Gewohnheit, die Namen derjenigen, die er dem Tod geweiht hatte, in seine Schreibtafel aufzuzeichnen. Er verbarg sie zwar sehr sorgfältig, konnte es aber doch nicht hindern, daß sie einmal seiner Gemalin Domitia in die Hände fiel. Da sie nun auch ihren Namen unter den übrigen Schlachtopfern fand, so beschloß sie zuvor zu kommen, beredete sich mit einigen andern und der Haushofmeister Stephanus war dazu ersehen, den Domitian umzubringen. Dieser stieß ihm einen Dolch in den Unterleib und einige andere Verschworne, die aus dem Hinterhalt hervorbrachen, beschleunigten sein Ende.

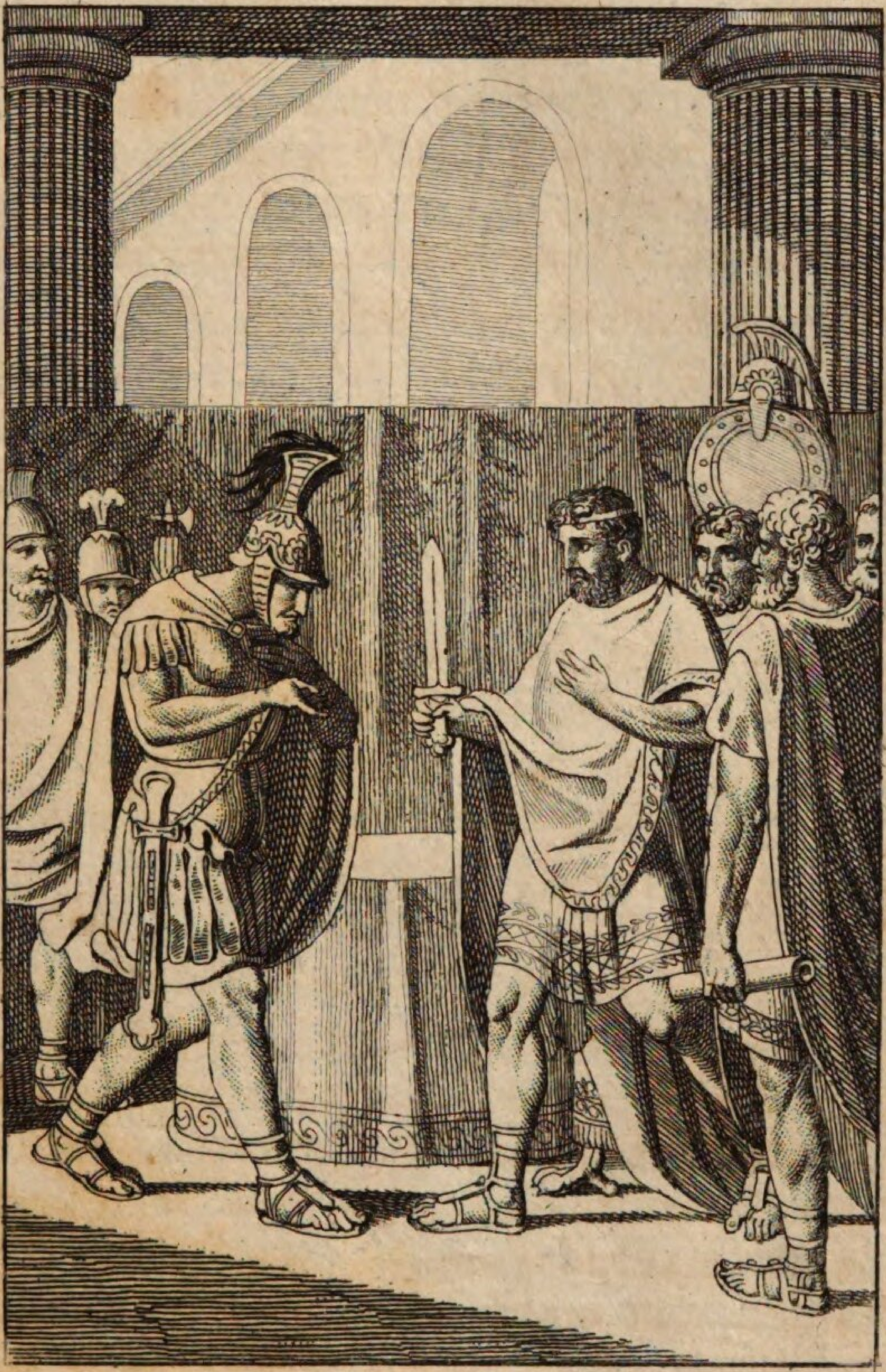
Mit Domitians Tod gieng Roms Glüksstern auf, indem sie nun eine Reihe lobenswürdiger Regenten bekamen, welche glükliche Periode über achtzig Jahre dauerte. Diese waren Nerva, Trajan, Adrian, Antonin der Fromme, und Mark Aurel, von deren einigen wir in den folgenden Blättern handeln werden.

20.

Trajanus.

Trajan, aus Italica, einer spanischen Stadt in Andalusien gebürtig, diente schon unter Vespasian und Titus mit Ruhm unter dem römischen Heer. Er kommandirte auch unter Nerva und äusserte allenthalben Proben der größten Tapferkeit und Klugheit. Der alte, gute, sanftmüthige Nerva wählte ihn zu seinem Mitregenten und ernannte ihn zum Nachfolger. Trajan war so bescheiden, daß er diese Würde nicht annehmen wollte, und nur das Zureden mehrerer vornehmer Römer vermochte ihn endlich dazu. Nach Nerva's Tod berief ihn der Senat nach Rom, die Regierung zu übernehmen; er gehorchte und erfüllte nun alle die Hoffnungen, die man sich von ihm gemacht hatte. Wie er als Feldherr gelebt hatte, so lebte er als Regent, und schrieb eigenhändig an den Senat: ob er gleich Kaiser sei, so halte er sich doch eben so sehr an die Gesetze des Staats gebunden, als der gemeinste Römer. Als er dem Obersten seiner Leibwache nach damaliger Gewohnheit das Schwerdt übergab, sagte er: „Nimm hin und gebrauche es für mich, wenn ich es verdiene, aber

Th. II. S. 112.



Trajanus.

Nimm hin und gebrauche es für mich, wenn ich es verdiene, aber gegen mich, wenn ich es nicht verdiene.

gegen mich, wenn ich es nicht verdiene." Die Römer waren verbunden, alle Jahre öffentliche Gelübde für die Wohlfahrt des Kaisers zu thun; Trajan machte aus eigenem Antrieb den Beisaz: „Wenn er den Gesetzen gemäs lebt, und das Reich so regiert, wie er soll; — wenn er die Glükseligkeit des Volks sucht und befördert."

Der erste Krieg, in den Trajan verwickelt wurde, war gegen die Dacier. Er schlug sie und zwang sie zum Frieden. In diesem Feldzug theilte er nicht nur alle Beschwerlichkeiten mit den gemeinsten Soldaten, und gieng neben dem Heer zu Fuß, statt daß andere Kaiser sich eines Wagens, oder einer Sänfte bedient hatten, sondern da es an Linnenzeug fehlte, die Wunden zu verbinden, so zerriß er seine Kleider um den Verwundeten damit zu helfen. Seine Kost war nicht besser, als die der andern, und einen großen Theil der Nächte brachte er ohne Schlaf zu, um kein Geschäft von einiger Bedeutung unabgethan zu lassen.

Nach dem Frieden baute er eine herrliche Brücke über die Donau, die auf mehr als zwei und zwanzig Schwibbogen, hundert und

fünfzig Fuß hoch, und hundert und siebenzig breit, ruhte, legte Landstraßen, Seehäfen und andere nüzliche Werke an, auch verschönerte er Rom durch verschiedene treffliche Gebäude, und die berühmte Trajans-Säule wird noch jezt bewundert. Er war mässig und arbeitsam zu Hause wie im Felde, freigebig, wohlthätig, bescheiden und großmüthig gegen seine Feinde. Kein Argwohn fand in seiner schönen Seele Raum, selbst gegen die nicht, die man ihm verdächtig gemacht und vor denen man ihn freundschaftlich gewarnt hatte. Hievon nur Ein Beispiel. Man klagte seinen Wundarzt Sura an, daß er Böses gegen ihn im Sinne habe. Sogleich ließ ihn Trajan kommen und verlangte, daß er ihm die Haare um die Augenbraunen abnehmen sollte. Als dieß geschehen war, ließ er sich auch den Bart abscheren, und da man am folgenden Tag die Anklage wiederholte, antwortete er: „Wenn „Sura Absichten gegen mein Leben hätte, „so war dieß die beste Gelegenheit, es aus„zuführen.“

Becher des Philippus, auch Trajan hätte dich ausgetrunken *)!

---

*) Man sehe Alexanders Leben im ersten Bändchen.

Seiner trefflichen Eigenschaften halber legte der römische Senat diesem Kaiser den Namen „der Beste" bei, und man rief seinen Nachfolgern den merkwürdigen Glükwunsch zu: „Sei glüklicher als August, und besser, als Trajan."

Obwohl Trajan bei seiner Thronbesteigung an den Senat geschrieben hatte: daß auf seinen Befehl nie ein rechtschaffener Mann zum Tod verurtheilt werden solle, so konnten doch auch unter seiner sonst so milden Regierung die Christen einer Verfolgung nicht entgehen. Neuerungen in der Religion schienen ihm gefährlich zu seyn; er verbot deßhalb alle heimlichen Zusammenkünfte, die der Staatsreligion schädlich seyn könnten, und da die Christen sich nicht abhalten ließen, die ihrigen fortzusetzen, so brach die Verfolgung gegen sie aus. Sie dauerte indessen nicht lange, denn der jüngere Plinius, der Prokonsul in Bythinien war, erließ an den Kaiser ein treffliches Schreiben, das wir noch haben *), worinn er die Verfolgten in Schuz nahm. Hierinn sagte er unter anderm: „daß die Christen an gewißen „bestimmten Tagen vor Aufgang der Sonne

*) Plinii Epistolae, Lib. 10, ep. 97.

„zusammen kämen und Christo, ihrem Gott, „ein Lied sängen; — daß sie sich heilig verbunden hätten, weder Raub, noch Mord, „noch Ehebruch zu begehen, die Treue nicht „zu verletzen, und ein anvertrautes Gut nie „abzuläugnen. Diese Grundsätze scheinen „ihm keine Verbrechen zu seyn, noch daß „ihre Bekenner verdienten, mit solchen Strafen heimgesucht zu werden.“ Eben dieser Plinius hat auch eine Lobrede (Panegyricus) auf den Kaiser Trajan hinterlassen, die noch jezt als Meisterstük der Beredsamkeit und Monument der Wahrheit geschäzt wird.

Trajan vergrösserte durch seine glüklichen Kriege das römische Reich in Europa mit Dacien, oder dem heutigen Siebenbürgen, der Moldau, Walachey und einem Theil von Ungarn, in Asien aber mit dem Lande der Parther, bis über den Tigris hinaus, bändigte die Juden, die noch immer nicht ruhig seyn wollten, und würde vielleicht noch mehr gethan haben, wenn nicht der Tod im drei und sechzigsten Jahr seines Lebens, und im zwanzigsten seiner Regierung seinen Thaten ein Ziel gesezt hätte.

21.

Antonin der Fromme.

Einer der würdigsten Fürsten, die jemals regiert haben, war Antoninus, den man wegen seiner Güte und Menschenliebe „den Frommen" nannte. Dieser Ehrenname wurde ihm unter andern auch darum zu Theil, weil er beständig die größte Hochachtung gegen die Religion und den vorigen Kaiser, Adrian, der ihn an Kindesstatt angenommen hatte, äusserte. Es ist sehr viel gesagt, und doch darf man es von ihm sagen: daß während seiner ganzen Regierung von zwei und zwanzig Jahren nie ein Mensch Ursache gehabt habe, sich über ihn zu beklagen. Er war bereits fünfzig Jahre alt, als er zur Regierung kam. Viele der wichtigsten Staatsämter hatte er mit Nutzen verwaltet, und die Tugenden des Privatmannes folgten ihm auf den Thron. Seine Sitten waren rein, Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe, Gnade und Mässigung leuchteten aus all seinem Thun hervor. Er stellte nur die geschiktesten und rechtschaffensten Bürger zu Ämtern an, verminderte dem Volk die Abgaben, wendete sein ganzes Vermögen auf, um Dürftigen und Nothleidenden zu helfen, und gemeinnützige Anstalten zu unterstützen.

Seine Vorfahren machten große Reisen durch das römische Gebiet; er that es nicht, weil er seinen Unterthanen, auf die im Grunde doch immer die Kosten gefallen wären, diese ersparen wollte; vom Zusammentreiben der Bürger und Landleute, um viele Tage lang die kaiserliche Jagdlust, oder andere Thorheiten zu befördern, war ohnehin bei ihm keine Rede. Seine Privat-Schazkammer hatte selten Vorrath, denn er pflegte zu sagen: „Ich will lieber selbst arm, als auf Kosten eines bedrängten Volkes reich seyn;" man fand nach seinem Tode wenig oder kein Privatvermögen bei ihm, nur für das öffentliche hatte er gesorgt.

Antonin war nicht blos in seinem Reich, sondern allenthalben geehrt und gepriesen. Auswärtige Fürsten trugen ihm ihre Freundschaft und Bündnisse an, aus den entferntesten Theilen der Erde kamen Menschen, ihn zu bewundern. — Er liebte die Freimüthigkeit in so hohem Grade, daß kein Schmeichler, — diese den Fürsten so gefährlichen Kreaturen — bei ihm Zutritt fand. Seine Hofleute durften keine Gunstbezeugungen verkaufen, keine Geschenke nehmen, oder es war um sie geschehen. Einst bei einer großen Hungersnoth unterhielt er eine große Menge Menschen

mit Wein und Brod auf seine eigene Kosten; allein alle seine Wohlthaten spendete er mit Vorsicht und Klugheit; nur wahrhaft Arme erhielten sie, aber faule Bettler und Müssiggänger zu mästen, — das war seine Sache nicht.

Den Krieg suchte Antonin möglichst zu vermeiden, nicht aus Feigheit, sondern weil er, wie er sagte, lieber Einem Bürger das Leben erhalten, als tausend Feinde tödten wollte. Da einige Städte durch Brand und andere Unglüksfälle Schaden gelitten hatten, sorgte der gütige Fürst für sie, ließ sie wieder aufbauen und sonst besorgen. Auf seine entfernte Beamte konnte er sich so genau verlassen, daß er überzeugt seyn durfte, jeder Befehl werde pünktlich befolgt, der von ihm ausgieng. Er schenkte den Christen Ruhe, die anfangs unter einigen Statthaltern verfolgt worden waren. — Seinen Nachfolger, Marcus Aurelius, nahm er als einen liebenswürdigen und hoffnungsvollen Jüngling an Kindesstatt an. Einst weinte dieser, als ihm sein Lehrer starb, und die Hofleute meynten, es sei unter der Würde eines Kaisersohns, über so etwas zu weinen; aber Antonin sagte: „Laßt ihn weinen, ich bitte euch, laßt ihn weinen und

erlaubt ihm, ein Mensch zu seyn! Weder die Philosophie, noch die kaiserliche Würde, dürfen die Regungen der Natur in uns ersticken." Der seltene Kaiser konnte nicht nur Widersprüche ertragen, sondern auch harte Worte, wenn sie mit Gründen unterstüzt waren, so gar Beleidigungen ahndete er nicht; er blieb immer gut, sanftmüthig, und entweihte nie die Würde seines Charakters. Einmal hörte er, daß sich einige wider sein Leben verschworen hätten, aber da der Senat ein scharfes Verhör gegen diejenigen verhängen wollte, von denen man glaubte, daß sie in das Komplott verwickelt seyen, gab er es nicht zu, und sagte: Ich will nicht, daß man erfahre, von wie vielen ich gehaßt werde.

Dieser vortreffliche Fürst starb an einem Fieber im sieben und siebenzigsten Jahr seines Alters, nachdem er auf das rühmlichste über das römische Volk zwei und zwanzig Jahre regiert hatte.

Mark-Aurel, von dem wir in der folgenden Erzählung handeln werden, hat den Charakter seines edeln Vorgängers in seinen „Betrachtungen über sich selbst" fol-

gendermaßen geschildert. „Das Leben meines Vaters“ — schreibt er — „ist mir eine „Schule der Sanftmuth gewesen, wie auch „einer unerschütterlichen Beständigkeit bei allem, was ich nach ernster Überlegung vorgenommen habe. Er war unempfindlich gegen allen eiteln Ruhm, der sonst dasjenige, „was man Ehre nennt, zu begleiten pflegt. „In seiner Arbeit war er fleißig und unverdroßen. Er hörte diejenigen gerne, die „etwas zum Besten des Staats vorzubringen „wußten. Nichts hielt ihn ab, einem jeden „nach dem Verdienst zu begegnen, das er an „ihm bemerkte. Er wußte zu rechter Zeit „an sich zu halten, oder nachzugeben, gelinde „oder strenge zu seyn. Einer unrechtmäßigen Liebe hatte er zeitig abgesagt. Er war „dienstfertig, höflich, ließ seinen Freunden „die Freiheit, mit ihm zu speisen oder nicht, „verlangte nicht, daß sie ihn auf Reisen begleiteten und diejenigen, welche ihre Geschäfte abhielten, ihm zu folgen, fanden „ihn bei seiner Rückkunft immer unverändert. Er untersuchte bei allen Rathschlägen, die ihm gegeben wurden, allzeit die „Umstände der Sachen mit großer Sorgfalt „und unveränderter Geduld, und nie ließ er „sich durch bloßen Schein blenden. Seine

„Freunde veränderte er ungerne und war ih„rer weder müde, noch partheyisch für sie „eingenommen. Mit allem war er zufrieden, „immer gutes Muthes; — sah oft von ferne, „was kommen würde, besorgte auch Kleinig„keiten, aber ohne Kummer. Die Lobsprü„che des Volks und alle Schmeicheleien lehn„te er von sich ab. Seine Einkünfte sparte „er mit großer Sorgfalt zum Besten des „Reichs und mäßigte nach Möglichkeit seine „Ausgaben, ohne sich zu bekümmern, was „seine Sparsamkeit für Klagen nach sich zie„hen möchte.“

„Im Gottesdienst war er nicht aberglau„bisch und die Gunst der Menschen suchte er „weder durch Geschenke noch durch Liebkosun„gen. Allezeit mäßig, immer fest und gleich„müthig, ein Freund der Wohlanständigkeit, „ein Feind der Neuerungen. Bequemlichkeit „des Lebens, oder Früchte eines großen Glüks „gebrauchte er mit Freiheit, ohne Übermuth, „indem er das, was er hatte, wohl anwen„dete und das, was er nicht hatte, auch „nicht begehrte. Er war kein Heuchler, kein „Pedant, weder lächerlich, noch knechtisch, „sondern männlich, fest, vollkommen, eben „so weit entfernt von Niederträchtigkeit, als

„von Schmeichelei, ja fähig, sich selbst und
„andere zu regieren.“

„Die wahren Liebhaber der Weisheit ver„ehrte er, beschimpfte aber auch diejenigen
„nicht, die es nicht waren. Sein ganzes
„Wesen war frei und angenehm, sein Um„gang aufgeräumt, ohne alle üble Laune.
„Seinen Leib wartete er mit Mässigkeit, so
„wie einer, der weder zu leben wünscht,
„noch das Leben verachtet. Er war gleich weit
„entfernt von übertriebenem Putz, als von
„Unreinlichkeit, hielt sich auch durch genaue
„Aufmerksamkeit so gesund, daß er die Ärzte
„entbehren konnte. Allen, von denen er
„glaubte, daß sie eine Sache besser verstün„den, als er, wiech er ohne Neid, auch half
„er jedem, die Belohnung seiner Verdienste
„zu erlangen. An allen Gewohnheiten hielt
„er nur in so ferne, als er dabei ungebunden
„blieb. Wankelmüthig oder ungedultig war er
„nicht, auch nicht leicht eines Dinges müde.“

„So bald die Kopfschmerzen, womit er
„sehr geplagt war, vorüber waren, grief er
„seine gewöhnlichen Geschäfte wieder mit Mun„terkeit an. Er hatte wenige Geheimniße,
„und auch diese wenigen betrafen das allge„meine Beste. In den Schauspielen, die er
„anstellte, ließ er große Klugheit und Mässi-

„gung blicken, deßgleichen auch in allen öffent-
„lichen Gebäuden und Geschenken an das
„Volk. In allen Dingen sah er mehr auf
„das, was er thun müße, als auf das, was
„es ihm Ehre einbringen werde. Nie gieng
„er zur Unzeit ins Baad; er baute nicht un-
„nütze; — er war weder lecker für seinen
„Mund, noch erpicht auf auszeichnende Klei-
„dung, noch auf eine Menge von Sklaven.
„Seine Lebensart war so beschaffen, daß er
„nichts hartes, nichts unanständiges, nichts
„heftiges, nichts ungestümmes an sich hatte,
„nichts das das Maaß überschritte, und war
„so ruhig, als wenn es ihm nichts angienge,
„so freimüthig, so ordentlich, unverzagt und
„standhaft, daß es schien, als wenn er auf die
„Sache, die man eben verhandelte, sich schon
„lange Zeit vorbereitet hätte. Man konnte
„billig von ihm sagen, wie von Sokrates,
„daß er alle Dinge zu besitzen und zu entbeh-
„ren gewußt habe, die andere weder ohne
„Kummer entbehren, noch ohne Übermaaß sich
„derselben bedienen könnten. Dieß aber ist
„das Kennzeichen einer großen Seele, sich
„bei jenen geduldig, bei diesen mäßig zu be-
„tragen."

22.

Markus Aurelius Antoninus.

Antonins Tod wurde im ganzen römischen Reich tief beklagt und nur das linderte in etwas den Schmerz, daß sein adoptirter Sohn Mark Aurel ihm in der Regierung folgte. Es war ein vortrefflicher Jüngling, der in allen nützlichen Künsten und Wissenschaften sich schon früh auszeichnete. Er bezeugte gegen seine Lehrer eine solche Achtung, daß es ihm nicht genug war, gegen sie dankbar zu seyn, so lange sie lebten, sondern er ließ, wenn sie gestorben waren, ihre Bildnisse von Gold machen und stellte sie in seinem Zimmer auf. Oft besuchte er ihre Gräber und schmückte sie mit Kronen und Blumen; einen derselben erhob er sogar zu einer der höchsten Würden im Staat und nahm nichts wichtiges ohne seinen Rath vor.

Mark Aurel war kaum einen Monat Kaiser, als er den Lucius Verus zum Mitregenten annahm, der aber nach wenigen Jahren starb, indem er sich durch Wollüste das Leben verkürzt hatte. Er war gerade das Gegentheil von jenem und wäre schwerlich zu dieser Mitregentschaft gekommen, wenn es nicht der Wunsch Antonins gewesen wäre, den Mark

Aurel nicht unerfüllt lassen wollte. Kaum hatten die beiden Kaiser die Regierung angetreten, als schon das römische Reich von fremden feindlichen Völkern von allen Seiten angegriffen wurde. Die Katten fielen Deutschland und Rhätien an, die Britten empörten sich und am fürchterlichsten wütheten die Parther. Die ersten wurden bald bezwungen und gegen die leztern zog Verus in Person; was er nun nicht selber that, denn er fröhnte lieber seinen ungezähmten Lüsten, das thaten andere für ihn und nach vier Jahren war der Krieg glüklich geendet, indessen Mark Aurel zu Hause für das wahre Beste des Reiches sorgte. Eine seiner ersten Bemühungen war, eine völlig unpartheyische Gerechtigkeitspflege herzustellen und die policeyliche Verfassung zu verbessern. Er ließ keinen Verbrecher zum Tod verdammen, wenn nicht seine Sache so gründlich untersucht war, daß alle Zweifel verschwanden; wo es möglich war, Gnade eintreten zu lassen, da geschah es gewiß. Dem Senat erzeigte der Kaiser die größte Ehrerbietung und er pflegte zu sagen: es sei besser, daß er dem Rath vieler weiser Männer folge, als daß diese alle sich nach ihm richteten. Sein Fleiß in Geschäften war unbegrenzt, daher er auch an öffentlichen Lustbar-

keiten, Schauspielen und dergleichen wenig Antheil nahm, sondern wenn er irgend eine freie Stunde hatte, sie lieber den Wissenschaften widmete, so sehr er auch von dem rohen Pöbel darüber verspottet wurde. Er sah darüber ruhig weg, so wie er überhaupt Beleidigungen, die seine Person betrafen, sehr leicht vergab und nur diejenigen Verbrecher strafte, die irgend ein schändliches Laster begangen hatten.

Als Verus aus dem Krieg gegen die Parther zurükkam, war das römische Reich in einer fürchterlichen Lage. Die Pest wüthete, Erdbeben und Überschwemmungen verheerten das Land, Hungersnoth tobte unter den Menschen, die Früchte des Feldes wurden von Heuschrecken aufgefressen, alle barbarischen Nationen waren in Schwärmen aufgestanden und in die Grenzen Italiens eingefallen. Auf der andern Seite stund ein Kaiser — Verus — den das allgemeine Elend so wenig rührte, daß er seinen Ausschweifungen kein Ziel sezte und nichts war mehr übrig, als allein die Tugend des andern — Mark Aurels — die noch Ehre und Achtung gebot. Er schlug die Markomannen und verschiedene deutsche Völker, so daß er mit wenigem Verlust wie-

der aus dem Felde zurük kam, Verus aber starb, ohne Rom wieder zu sehen.

Mark Aurel war nun allein Regente und so friedliebend er war, so führte er doch, um sein Ansehen zu behaupten, noch immer glükliche Kriege. Um sein Volk aber nicht durch Auflagen zu drücken, ließ er um die dazu erforderlichen Ausgaben zu bestreiten, alle Kostbarkeiten seines Pallastes, Gold- und Silbergeschirre, Gemälde, Bildsäulen u. s. w. verkaufen, so gar die prächtigsten Kleider seiner Gemahlin und eine unschäzbare Sammlung von Perlen. Dadurch erhielt er so vieles Geld, daß er nicht nur die Kriege fortführen, sondern auch bei einer einreissenden Theurung seine Unterthanen unterstüzen konnte. So übte er in der That den Grundsaz aus, den er einmal geäussert hatte: „Ein Kaiser habe nichts eigenes, sondern alles, was er besitze, gehöre seinen Unterthanen.“

So bald ein Krieg geendet war, widmete sich der Kaiser wieder dem allgemeinen Wohl. Da er selbst wenig Aufwand machte und sich durch die stoische Philosophie, der er von Jugend auf ergeben war, sich an eine sehr mäßige Lebensweise gewöhnt hatte, so suchte er durch sein Beispiel auch andere zu Mäßigkeit und Sparsamkeit zu ermuntern. Er schränkte

auch

auch den öffentlichen Aufwand ein, verminderte die große Anzahl der Fechter, verbot Personen geringern Standes den Gebrauch der Wagen und Sänften u. s. w. Dagegen machte es ihm Freude, wenn er die Armen unterstützen konnte und unterstützt sah.

Wer sollte es glauben, wenn es nicht erwiesene Thatsache wäre, daß auch dieser vortreffliche Regent in Gefahr stund, von Boshaften umgebracht zu werden? Ein gewisser Caßius, ein großer und glüklicher Feldherr, der zu den Siegen gegen die Parther vieles beigetragen hatte, strebte Mark Aureln nach Thron und Leben. Er ließ sich in Syrien zum Kaiser ausrufen und das Gerüchte ausbreiten, daß Mark Aurel gestorben sei, daher er auch ziemlich vielen Anhang bekam. Da Caßius solche Schritte gethan hatte, konnte es dem Kaiser nicht verborgen bleiben, aber statt sich zu erzürnen, sagte er: „Ich „werde ihm mit Freuden die Regierung abtre„ten, wenn man glaubt, daß es dem Vater„land zum Wohl gereichen könne.“ — Dieser großmüthigen Äusserung ohngeachtet und troz dem, daß Mark Aurel dem Caßius eine der besten Statthalterschaften gegeben hatte, ruhte dieser doch nicht und der Kaiser war genöthigt, gegen ihn zu ziehen, allein

ehe es zum Schlagen kam, brachte man ihm den Kopf des Empörers. Bei diesem Anblik wandte Mark Aurel die Augen weg.

Noch am Abend seines Lebens, da er gerne im Arm der Weisheit ausgeruht hätte, mußte er sich dem Ungemach des Kriegs überlassen. Aus diesen Feldzügen kehrte er nicht mehr heim, denn er wurde zu Vienna von der Pest befallen und starb daran im neun und fünfzigsten Jahr seines Lebens und im zwanzigsten seiner wohlthätigen Regierung. Er gieng seinem Ende mit Ruhe entgegen, nur schmerzte es ihn, daß er die Regierung seinem Sohn Commodus überlassen mußte, von dem er wenig gute Hoffnung haben konnte. Er empfahl ihn den Umstehenden in einer nachdrüklichen Rede als einen Jüngling der Beistandes bedürfe und bat sie, künftig Vatersstelle bei ihm zu vertreten, und ihn von Thorheiten und Lastern abzuhalten. Sagt ihm, sprach er, daß die Reichthümer der ganzen Welt viel zu wenig für die Verschwendung eines Tyrannen seyen und daß ihn keine Trabanten vor dem Haß der Unterthanen schützen könnten. Die Sicherheit der Regenten werde nicht sowohl durch

Macht, als vielmehr durch Liebe befestigt.

Rom und ganz Italien beweinten wahrhaft Mark Aurels Tod. Der Rath und das Volk erwiesen ihm noch vor seinem Begräbnis göttliche Ehre. Es wurde ihm eine goldene Säule errichtet und man hielt den für keinen Patrioten, der nicht sein Bildnis im Hause hatte.

Gewöhnlich giebt man Mark Aureln den Beinamen: „Der Philosoph," und wirklich war er auch der größte Weise unter allen, die den römischen Thron besessen haben. Er studirte so eifrig und anhaltend, daß selbst seine Gesundheit dabei litt und nur seine ordentliche Lebensweise hat sein Ziel verlängert. Er gab sich ausserordentliche Mühe, in Erkenntnis Gottes und seiner Pflichten immer weiter zu kommen, widmete jede freie Stunde dem Umgang mit weisen Männern, der Lesung nützlicher Schriften und dem eigenen Nachdenken. Diesen so ausgefüllten Stunden haben wir die vortrefflichen „Betrachtungen über sich selbst" zu danken, wovon wir am Ende dieses Artikels einige Auszüge liefern wollen. Er sammelte diese Gedanken nach und nach, sogar im Krieg, wie später Friedrich II. König von Preussen, —

der Mark Aurel neuerer Zeit, mitten im Geräusch der Waffen Gedichte, meisterhafte Briefe und die berühmte Lobrede auf Voltaire. Mark Aurel verfaßte auch zum Unterricht für seinen Sohn seine eigene Lebensgeschichte, sie ist aber verloren gegangen.

Mit ihm starb die Glükseeligkeit des römischen Reichs, denn die meisten seiner Nachfolger im Reich des Occidentes waren entweder schlechte oder schwache Männer. Das Reich erlag unter der Last seiner Größe, — Barbaren zerstörten es von aussen her und wüthende Partheyen zertrümmerten es im Innern, bis es endlich ganz zu Grunde gieng.

Auszüge aus Mark Aurels Betrachtungen über sich selbst.

1.)

Von meinem Großvater Verus habe ich gelernt, leutselig zu seyn und mich nicht zu erzürnen.

2.)

Der Nachruf und das Andenken meines Vaters hat mich gelehrt, bescheiden und männlich zu werden.

3.)

Von meiner Mutter habe ich die Gottesfurcht samt der Freigebigkeit. Sie hat mich ermahnt, nicht nur nichts Böses zu thun, sondern es auch nicht einmal zu denken. Überdieß hat sie mich zur Mäßigkeit gewöhnt und von dem verschwenderischen Überfluß der Reichen abgemahnt.

4.)

Du beschimpfst dich, meine Seele, du beschimpfst dich und wirst nicht immer Zeit haben, dich zu ehren, denn unser Leben fliegt davon und das deinige ist beinahe verstrichen, indem du versäumt hast, Ehrerbietung für dich zu haben und indem du deine Glükseeligkeit auf das Urtheil andrer Leute gegründet hast.

5.)

Man kann glüklich seyn, ohne zu wissen, was Andere im Herzen haben; aber der ist höchst unglüklich, der nicht weiß, was in seinem eigenen Herzen vorgeht.

6.)

Thue und bedenke ein jedes Ding so, daß du alle Augenblicke bereit seyn kannst, aus diesem Leben zu scheiden. Ist ein Gott, so ist es nichts Schlimmes, dieses Leben zu verlassen. Ist keiner, oder bekümmert er sich

nicht um die Menschen; was soll ich alsdann noch in einer Welt machen, in der weder ein Gott, noch eine Vorsehung ist? Aber es ist wahrhaftig ein Gott, der Sorge für die Menschen trägt; er hat auch jedem das Vermögen und die Freiheit gegeben zu verhindern, daß er nicht in ein wahres Übel fälle.

7.)

Verschwende den Rest deines Lebens nicht damit, daß du an andere Leute denkest, wenn es nicht zum gemeinen Besten abzielt; denn diese Gedanken werden dich von wichtigen Dingen abziehen. Ja, indem du dich damit beschäftigest, zu denken, was dieser und jener thut, was er sagt, denkt oder vorhat, so wird dich diese Aufmerksamkeit ausser dir selbst ziehen, und dich verhindern, auf dich selber zu merken.

8.)

Sei von selbst rechtschaffen und aufrichtig, ohne erst zu warten, bis andere dich dazu anhalten.

9.)

Wie die Menschen, so sind auch ihre Thaten; sie können nicht anders handeln. Wer etwas von ihnen erwartet, der will Trauben von den Dornen lesen; der will, daß der Feigenbaum keinen bittern Saft haben soll,

Erinnere dich, daß in gar kurzer Zeit ihr beide, ein solcher Mensch, und du, werdet gestorben seyn, und daß über ein kleines sowohl dein als sein Andenken aus dem Gedächtniß der Menschen vertilgt seyn wird.

10.)

Man muß nicht ausschweifen, noch sich den Strom der Begierden hinreissen lassen, sondern unsre Neigungen müssen die Gerechtigkeit zur Richtschnur und unsre Gedanken die Vernunft zum Grunde haben.

11.)

Bleibe bei dem, was du gelernt hast, und bekümmere dich um nichts anders, sondern bringe dein Leben in Ruhe zu, als einer, der alle seine Angelegenheiten in die Hände Gottes gelegt hat. Sey auch weder der Sklave, noch der Tyrann anderer Menschen.

12.)

Alles währt kaum einen Tag lang, sowohl derjenige, der etwas sagt, als das, was er sagt.

13.)

Es giebt Leute, die, so bald sie jemand einen Dienst erwiesen haben, gleich geneigt sind, ihn dem andern als Wohlthat anzurechnen. Andere wollen zwar ihre Gutthaten nicht so genau in Rechnung bringen, aber sie sehen

doch die andern als ihre Schuldner an und denken daran, was sie ihnen gethan haben. Endlich findet sich noch eine dritte Art, nemlich diejenigen, die es vergessen und nichts mehr davon wissen wollen, was sie gethan haben; eben wie der Weinstok, der Trauben trägt und hernach nichts für seine Frucht fordert. Das Pferd lauft, der Hund jagt, die Biene macht Honig und sie sagen nicht: ich habe Honig gemacht, ich bin gelaufen, ich habe gejagt. Wenn ein Mensch Gutes gethan hat, so muß er es nicht mit Posaunen ausblasen, sondern er muß gleich zu einem andern guten Werk schreiten, wie der Weinstok, der, so bald er seine Frucht getragen hat, sich von neuem bereitet, dergleichen zu bestimmter Zeit wieder hervorzubringen.

14.)

Ein Mensch kann aller Orten glüklich seyn. Derjenige aber heißt glüklich, der für sich selber das beste Theil erwählt. Das beste Theil ist: ein ruhiges Gemüth, gute Sitten, gute Neigungen, gute Thaten.

15.)

Die beste Art, sich zu rächen, ist diese: demjenigen, der uns beleidigt hat, nicht ähnlich zu werden.

16.)

Schicke dich in die Dinge, zu denen du bestimmt bist, und gewöhne dich, alle Menschen, mit denen du umgehen mußt, wahrhaftig zu lieben.

17.)

Laß dich das Zukünftige nicht beunruhigen. Du wirst bis dahin kommen, wenn es seyn soll, du wirst aber auch ebendieselbe Vernunft mitbringen, welcher du dich bei der Gegenwart bedienest.

18.)

Es steht einem Menschen wohl an, auch diejenigen zu lieben, die ihn beleidigen. Du wirst dieses thun, wenn du bedenkst, daß deine Beleidiger deine Verwandten sind, — daß sie wider Willen und aus Unwissenheit sündigen; — daß du sowohl, als sie, in kurzem sterben mußt und vor allen Dingen, daß sie dich nicht beleidigt haben, weil sie deine Seele nicht schlimmer machen können, als sie schon vorher gewesen ist.

19.)

Anthisthenes hat richtig gesagt: es ist königlich, Gutes zu thun, und böse Nachreden leiden.

20.)

Was ist anständiger und besser, als mit demjenigen, was dir begegnet, vorlieb zu nehmen, und ausser dem, was dir bestimmt ist, nichts zu verlangen.

21.)

Hüte dich, daß du gegen die Unmenschen nicht eben so gesinnt seyest, wie sie gegen andere Menschen gesinnt sind.

22.)

Und wenn du dich selber zerreissen solltest, so werden die Menschen darum doch nicht anders handeln, als wie sie zu handeln gewohnt sind.

23.)

Die Menschen sind einer um des andern willen da. Daher unterweise und ertrage sie.

24.)

Bessere die Bösen und bringe sie zu rechte, wenn du kannst: wo nicht, so bedenke, daß dir um ihretwillen Sanftmuth und Leutseeligkeit gegeben sei.

25.)

Laß keinen Menschen mit Wahrheit von dir sagen, daß du kein aufrichtiger und ehrlicher Mann seyest. Mache alle diejenigen, die dieß

von dir sagen, zu Lügnern; dieses steht in deinem Vermögen, denn was hindert dich, ein aufrichtiger und ehrlicher Mann zu seyn? Vielmehr entschließe dich, eher nicht zu leben, als es in der That zu seyn.

26.)

Die Lampe verliert ihren Schein nicht eher, als bis sie verlöscht, und du wolltest in dir Wahrheit, Gerechtigkeit und Mässigkeit untergehen lassen, ehe du stirbst?

27.)

Laß es deinen festen Vorsaz seyn, etwas, das nicht anständig ist, nicht zu thun, und etwas, das nicht wahr ist, nicht zu sagen.

28.)

Wie es demjenigen, der die Grenzen deines Lebens kennt, ehedem gefallen hat, daß du dein Leben anfangen solltest; so gefällt es ihm auch, daß du es jezt wieder endest. Du selbst bist weder deines Anfangs, noch deines Endes Ursache, sondern du bist gleich einem Schauspieler, den man auf eine Zeitlang gedungen hat. Gehe daher ruhig und gelassen von hier, so wie dein Gott stille ist, indem er dir jezt deinen Abschied giebt.

23.

Heliogabalus.

Wie wir schon gehört haben, sank nach den Zeiten der Antonine das römische Reich in immer tiefere Verwirrung. Kam auch etwa noch ein besserer Fürst auf den Thron, der es wagen wollte, dem Verderben entgegen zu arbeiten, so wurde er ermordet, wie z. B. der Kaiser Pertinax. Die Leibwache bot das Kaiserthum ordentlich feil, und gab es dem, der am meisten Geld dafür bot, ja fast allenthalben, wo römische Soldaten stunden, riefen sie ihren Feldherrn zum Kaiser aus.

Das Sündenmaaß aller Vorgänger und Nachfolger der Antonine füllte Heliogabalus vollends bis an den Rand. Er war vierzehn Jahre alt, als er zum Kaiserthron gelangte, den er eigentlich seiner Mutter verdankte, die die Soldaten überredete, daß er ein Sohn des Kaisers Caracalla sei. Er war Priester der Sonne (die im phönizischen Ela-Gabal oder die schlafende Gottheit heißt) zu Emesa, und dergestalt an ihren Dienst anhänglich, daß er, als er nach Rom kam, alle Arten des Gottesdienstes abschaffte, und nur diese einzige einführte, die man zuvor nicht kannte. Er blieb fortan Priester,

verrichtete die Opfer und andere Gebräuche, und da einige Senatoren sich merken ließen, daß dieß keine kaiserliche Beschäftigung sei, ließ er sie hinrichten.

Heliogabalus führte ein ausschweifendes, liederliches Leben. Um den römischen Senat recht tief zu erniedrigen, gab er einem Weibe, seiner Mutter, Siz und Stimme in demselben, einen Tänzer stellte er als Stadtkommandanten, einen Kutscher als Obersten, einen Barbier als Oberpoliceydirektor an. Schlechte Weibspersonen zog er zu Zeiten öffentlich an die kaiserliche Tafel; bürgerliche Ehrenstellen sowohl, als Stellen bei der Armee verkaufte er für Geld. Zur Bereicherung seines Götzen — der Sonne — plünderte er alle Tempel in Rom und ließ, während die Eltern noch lebten, schöne junge Knaben umbringen, um aus ihren Eingeweiden sein künftiges Schiksal zu erfahren. Seine Malzeiten kosteten selten weniger, als achttausend, manchmal wohl bis achtzigtausend Thaler. Zuweilen wurden blos Zungen von Pfauen und Nachtigallen aufgetragen, oder Kamel-Fersen, abgeschnittene Hahnenkämme und dergleichen. Seine Hofleute traktirte er mit Rebhünereiern, Papagaien- Fasanen- und Pfauenköpfen, auch mit Eingeweiden von seltenen Fischen und Vö-

geln. Seine Hunde wurden mit Gänselebern, die Pferde mit Weintrauben und die Löwen, deren er viele zahme hatte, die bei Tische aufwarten mußten, mit Papagayen und Fasanen gefüttert. Einmal wurde eine Schüssel aufgesezt, worinn sich das Gehirn von nicht weniger als sechshundert Straußen befand. Wenn er hoch schmaußte, trug man zwanzigmal auf und zwischen jedem Gang wurde wieder Bewegung gemacht. Eben so groß war seine Verschwendung in Kleidern. Er gieng immer in Gold und Purpur, und nie zog er ein Kleid zweimal an, ohngeachtet sie mit den kostbarsten Steinen besezt waren. Sein Pallast, die Zimmer darinn, die Betten, waren mit den herrlichsten Geräthschäften, ja mit Gold und Edelsteinen überhäuft. Wenn er ausritt, war der ganze Weg von dem Zimmer an, aus dem er trat, bis dahin, wo er aufs Pferd stieg, mit Gold- und Silberstaub besät, den man vor ihm ausstreute. Seine Wagen ließ er bald von Elephanten, oder großen Hunden und Löwen, und bald von nakten Mädchen ziehen; kurz, es war keine Thorheit der Verschwendung, des Übermuths, der ausgesuchtesten Wollust, die dieser Mensch nicht begieng.

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn die Vornehmen und das Volk dieses alles hätten

gleichgültig ansehen und nicht auf den Gedanken kommen sollen, sich von diesem Tyrannen, der mit Wollust und Verschwendung zugleich auch die abscheulichste Grausamkeit und Blutdurst verband, zu entledigen. Dieß wußte er auch gar gut und machte sich auf alle Fälle gefaßt; aber auch in diesen Maaßregeln war er einzig in seiner Art. So ließ er z. B. einen hohen Thurm mit Stufen von Gold und Perlen bauen, um sich, wenn er von Verschwornen verfolgt wurde, von demselben herabzustürzen. Er ließ Stricke von purpurfarbner Seide und Gold machen, um sich damit zu erdrosseln, goldne Degen und Dolche, um sich zu erstechen, und Gift bewahrte er in Büchschen von Smaragd auf, damit ihm die Wahl der Todesart immer frei bliebe.

Da der Aufruhr der Soldaten endlich wirklich gegen ihn ausbrach, hatte er doch den Muth nicht, sich selber zu tödten, sondern wurde von seiner Leibwache umgebracht, sein Körper zum Abscheu in der Stadt herumgeschleppt und endlich in die Tiber geworfen. Er ist nicht älter als zwei und zwanzig Jahre geworden und seine abscheuliche Regierung währte zum Glük für die Menschheit nur vier Jahre. Lobenswürdiges läßt sich von ihm gar nichts sagen.

24.

Probus.

Unter die wenigen guten Fürsten aus den spätern Zeiten der Römer gehört Probus, der Sohn eines Gärtners aus Sirmium in Pannonien gebürtig. Er war vierzig Jahre alt, als er zur Regierung kam und vorher immer Soldat, in welchem Stand er sich durch Ordnungsliebe, Thätigkeit und Tapferkeit auszeichnete. Als er Kaiser geworden war, nahmen die Einfälle der Barbaren in das römische Reich immer mehr zu, doch gelang es ihm, sie zurükzuschlagen und einen allgemeinen Frieden herzustellen, dessen man sich schon lange nicht mehr erfreuen konnte. Während dieser Ruhe ließ er die Soldaten nicht müssig gehen, denn er sagte: Da sie einmal vom Staat erhalten würden, so müßten sie entweder für denselben fechten, oder arbeiten. Er ließ durch sie Städte aufbauen, Moräste austroknen und gegen den Rhein zu, auch im heutigen Ungarn und in andern Ländern, wo Klima und Boden es gestattete, Weinberge anlegen. Er hatte sogar im Sinn, die alte Einrichtung wieder herzustellen, nach welcher jeder römische Bürger Soldat war und so bald es für das Vaterland galt, aus seiner Werkstätte, oder

vom

vom Pflug wegeilte und zum allgemeinen Besten die Waffen ergrief; eine Einrichtung, deren Nutzen sich in unsern Tagen durch Errichtung der Landwehre und Landsturm so sehr erprobt hat, und wodurch vielleicht später einmal der stehende Soldat, der dem bürgerlichen Stand durch die ungeheuern Summen, die er das Land kostet, wenn nicht ganz entbehrlich gemacht, doch gewiß sehr eingeschränkt werden könnte.

Probus beschäfftigte sich ernstlich mit diesem Plan. Weil er sich aber zu frühe freudig verlauten ließ: er hoffe, daß die Zeit nicht ferne sei, zu welcher das römische Reich keine Soldaten mehr brauchen werde; so fürchteten diese, sie möchten abgedankt und brodlos werden. Da sie nun ohnehin über den Kaiser längst erbittert waren, weil er ihnen nach ihrer Meinung zu viele Arbeit auflegte und eine sehr strenge Kriegszucht hielt, so ermordeten sie ihn in einem Thurm, wohin er sich bei dem Ausbruch ihrer Wuth geflüchtet hatte.

Die Regierung dieses klugen und rechtschaffenen Kaisers währte nicht länger, als sechs Jahre und vier Monate.

25.

Constantin der Große.

Das römische Reich hatte bereits schon über tausend Jahre gedauert, und dreihundert Jahre einem einzigen als Oberhaupt gehorcht, als Constantin zur Welt kam. Sein Vater war der Kaiser Constantius, ein tugendhafter, tapferer und gnädiger Fürst, der die Liebe der Unterthanen für den besten Schaz eines Regenten hielt, und laut den Glauben äusserte: daß die Reichthümer eines Fürsten nirgend besser verwahrt seyen, als in den Händen seiner Unterthanen. Constantin kam frühzeitig an den Hof des Kaisers Diokletian und wurde Kriegsoberster. Er war schön von Person, stark, gewandt, und zeichnete sich durch Leutseligkeit und tugendhaftes Betragen aus. Im Krieg erwieß er sich sehr tapfer, und gewann dadurch die Achtung der Soldaten, die ihn auch in der Folge mit Freuden zum Kaiser ausriefen, obwohl das Reich anfangs zwischen ihm und noch drei andern getheilt war, nemlich dem Maxentius, der in Rom regierte, dem Licinius im Orient und dem Maximianus, der ebenfalls einige morgenländische Provinzen beherrschte. Constantin gelang es endlich, über sie alle Mei-

ster zu werden, und das Reich wieder zu vereinigen.

Als Constantin sich ein wenig ruhig sah, war eins seiner ersten Geschäfte, den Christen eine völlige Religionsfreiheit in seinem ganzen Gebiet zu gestatten und das Wiederaufleben, der Wissenschaften möglichst zu befördern, ja, er that noch mehr, er erklärte sich selber für einen Christen, weil er auf einem Kriegeszug am hellen Mittag, und mit ihm das ganze Heer, ein Kreuz am Himmel gesehen haben soll; mit den Worten: In hoc signo vinces (durch dieses Zeichen wirst du siegen). Ausserdem soll ihm auch Christus im Traum erschienen seyn. Wir lassen beide Erzählungen auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen, obgleich es wahrscheinlicher ist, daß politische Rüksichten mehr, als fromme, den Constantin zu diesem Schritt bewogen haben, wenigstens war seine Tugend nicht so fleckenlos, als sie es, wäre es ihm mit dem Christenthum wirklicher Ernst gewesen, hätte seyn sollen, auch ließ er sich erst in den lezten Tagen seines Lebens taufen. Die christliche Religion war, als er den Thron bestieg, im römischen Reich schon sehr ausgebreitet, auch unter der Armee befanden sich einige große Menge Christen und da Constantin sich ge-

gen drei Gegner zu wehren hatte, so ist gar nicht unglaublich, daß er, um sich recht viele geneigt und anhänglich zu machen, zur christlichen Religion übergetreten sei. War dieses nicht der wahre Beweggrund, so war es vielleicht eine Gewissens-Beschwichtigung. Es war nemlich nicht unbekannt, daß die Christen das Wasser der Taufe für ein Reinigungsmittel von allen Sünden und Verbrechen angaben und Constantin hatte sich manches vorzuwerfen, was ihm wohl zuweilen unruhige Stunden gemacht haben mag. Zeigte ihm vielleicht irgend ein christlicher Bischoff dieses Entsündigungsmittel, — ja, konnte er nach damaligen Begriffen, die sich leider noch jezt nicht ganz verloren haben, auch fortsündigen, wenn er sich nur der rechten Gnadenmittel bediente; so war die Annahme des Christenthums die bequemste Methode, die Gewissensbisse loß zu werden.

Als Constantin in Rom war, übte er viele Handlungen der Freigebigkeit und des Wohlthuns gegen die Armen, besonders aber gegen arme Christen aus, begegnete den Dienern ihrer Religion mit vorzüglicher Achtung, vergrößerte die Kirchen und machte ihnen herrliche Geschenke. Vielleicht war dieß mit eine Ursache — wie es später, wenn ein

Fürst Klöster baute und gegen die Geistlichkeit sich hübsch unterthänig und freigebig bezeugte, oft der Fall war, — daß man ihn den Grossen nannte, ein Wort das ich bei Devoten eben so ungerne, als bei bloßen Eroberern nachspreche.

Constantins Ankunft in Rom erfolgte, nachdem er den Maxentius überwunden hatte und er wurde mit großem Jubel aufgenommen, denn er gab nicht nur vielen Gefangenen die Freiheit, vergab denen großmüthig, die der vorigen Regierung angehangen hatten, hob die Leibwache auf, die bisher die Wahl und Absetzung der Kaiser an sich zu reissen wußte, sondern machte auch noch viele andere nützliche Einrichtungen, wozu namentlich gehört, daß er keine Angeber duldete, vielmehr sie strafte, so bald sie ihr schlimmes Geschäfte zu treiben versuchten. Der Senat ließ ihm einen herrlichen Triumphbogen erbauen, den man noch jezt in Rom bewundert.

Die Juden allein hatten Ursache, sich über seine Regierung in religiöser Hinsicht zu beklagen, denn ob er gleich in seinem Religionsedikt den sehr wahren Grundsaz aufstellte: „daß kein Mensch der Religion wegen irgend einem Zwang unterworfen seyn müsse,“ so befahl er doch, diejenigen zu bestrafen, die vom

Christen= zum Judenthum übergehen würden und verbot den Juden, bei Strafe verbrannt zu werden, jemand der ihrigen zu verfolgen, wenn derselbe ein Christ würde. Als die Juden Lust bekamen, den durch Titus zerstörten Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen, ließ er allen, die an dem Projekt Theil genommen hatten, die Ohren abschneiden und sie zum warnenden Beispiel für andere öffentlich in den Straßen herumführen.

Zu andern Gesetzen, die Constantin gab, gehören unter andern die wegen strengerer Sonntagsfeyer — wegen Freigebung derer, die man unter der vorigen Regierung zu Sklaven gemacht hatte — wegen Ernährung solcher Kinder aus dem öffentlichen Schatz, deren Eltern zu dürftig waren, um sie selbst ernähren zu können u. a. m., auch ermunterte er den Ackerbau sehr nachdrüklich. Während er diese Einrichtnngen machte, reisste er im Lande herum, um allenthalben Gutes zu schaffen, aber bald drohte der Ruhe ein Stoß. Er und Licinius, sein Reichsgegehülfe und Schwager, wurden uneins, und zogen gegen einander zu Felde. Der leztere erlag, legte den Purpur ab und bat Constantin fußfällig um Verzeihung. Zwar gelobte dieser mit einem Eide, das Leben des

Licinius zu schonen, aber er hielt ihm nicht Wort, sondern ließ ihn bald hernach mit einem Strik erwürgen. Auch Martianus, den er zum Consul gemacht hatte und der junge Licinius, ein Prinz von eilf Jahren, wurden auf Constantins Befehl hingerichtet.

Diese Grausamkeit, mit der er eine ihm verhaßte Familie behandelte und ausrottete, beweißt hinreichend, daß die Kraft der christlichen Religion an Constantins Herzen nicht sehr wirksam gewesen seyn müsse. Hiezu kommt, daß er seinen Sohn erster Ehe, Crispus, den ihm seine zweite Gemahlin, Fausta, weil er sehr viele Hoffnung von sich gab und sie glaubte, daß er einst ihren eigenen Söhnen hinderlich seyn könnte, verdächtig machte, durch Gift aus der Welt schaffen ließ, ohne lange zu untersuchen, ob der Verdacht auch nur einigermaßen gegründet sei. Fausta selbst, des Ehebruchs überführt, hatte das nemliche Schiksal, denn sie wurde in einer übermässig geheizten Baadstube erstikt und viele ihrer Freunde ließ der Kaiser ebenfalls hinrichten. Gegen diese Grausamkeiten sticht eine andere seiner Handlungen ausserordentlich ab. Der Pöbel zu Alexandrien hatte bei einem Aufstand große Ausschweifungen begangen, und

so gar die Bildsäule des Kaisers im Gesicht häßlich verstümmelt. Die Hofleute sagten ihm dieses mit der Äusserung: daß eine solche Frechheit nachdrüklich gestraft zu werden verdiene. Statt aller Antwort befühlte Constantin sein Gesicht und versicherte sie, daß er keine Wunde darinn bemerke. Unter ihm rieß der Glaube an Rechtglaubigkeit und eine alleinseligmachende Kirche, welcher Glaube in der Folge mehrern Hunderttausenden das Leben raubte, sehr ein und unter ihm wurden die ersten Bücher, (die Schriften des Arius) weil sie von den gewöhnlichen Vorstellungsarten der Religion abwichen, als ketzerisch verbrannt. Wäre es beim Verbrennen der Bücher doch nur geblieben; — immerhin; — aber daß man später Menschen verbrannte, weil sie anders, als die herrschende Geistlichkeit dachten, das war freilich zu schreklich, als daß man ohne Schaudern daran denken könnte*).

Bald nach dem Jahr 325 der christlichen Zeitrechnung unternahm Constantin das größte seiner Werke, nemlich die Erbauung

---

*) Ueber die Ausbreitung der christlichen Religion im römischen Reich empfehle ich zum nachlesen Mangelsdorf Hausbedarf aus der Geschichte der alten Welt. IV. S. 249. bis 503.

einer der schönsten Städte, die er Constantinopel nannte und wohin er den Siz seiner Regierung zu verlegen dachte. Es mögen zweierlei Ursachen seyn, warum er dieses gethan hat, einmal wegen des Hasses der Römer, den er wegen Unterdrückung der heidnischen Religion auf sich geladen hatte, denn seine sogenannte Toleranz war nur geheuchelt und seine Handlungen widersprachen ihr, und dann: die Beschüzung des Reichs in den morgenländischen Gegenden. Ehrgeiz und Begierde, eine Stadt herzustellen, die an Pracht und Herrlichkeit mit Rom wetteifern könnte, mochten wohl nicht wenig dazu gewirkt haben. Dahin lokte er nun vornehme und geringe Einwohner Roms, förderte Handlung und Zufuhr und gab ihnen große Vorrechte und Freiheiten, aber dem Reich schlug er dadurch die empfindlichste Wunde.

In den lezten Zeiten seines Lebens legte Constantin die meisten seiner schlimmen Neigungen und Leidenschaften ab und sein Christenthum wurde ernstlicher. Die Gothen versuchten Einfälle in das Reich, — er trieb sie zurük und brachte es dahin, daß er seine Tage in Ruhe von aussen beschließen konnte. Die lezte Ungeschiklichkeit, die er begieng, war, daß er das römische Reich theilte. Sein

ältester Sohn bekam Gallien und die abendländischen Provinzen, der zweite Afrika und Illyrikum, der dritte Italien und Dalmatius, des Kaisers Bruder, Thrazien, Macedonien und Achaja, endlich Annibalius, sein Neffe, Pontus, Kappadocien und Armenien. Nun war es um die Stärke des Reichs ganz geschehen; es entstunden Streitigkeiten unter den Brüdern, der Onkel und Neffe wurden ermordet und die Sachen wurden von Tag zu Tage schlimmer.

Als Constantin fühlte, daß das Ende seines Lebens herannahe, ließ er sich taufen, bezeugte herzliche Reue über seine Vergehungen und die Bischöffe beteten mit aufgelegten Händen über ihm. Endlich starb er am 29. Mai des Jahrs 337 in einem Alter von drei und sechzig Jahren.

Constantins Charakter war ein Gemisch von guten und schlimmen Eigenschaften. Er war gerecht und bezeugte doch Nachsicht gegen die Schändlichkeiten seiner Staatsbedienten, freigebig aber mit Verschwendung, milde und grausam und immer siegte beinahe die schlimme Eigenschaft über die gute. Ehrgeiz, Herrschbegierde und Eitelkeit waren die sichtbarsten Züge an ihm und verleiteten ihn zu manchen Fehltritten. Zum Glük kann er, —

wenn auch nicht unter die ausgezeichnet guten Fürsten, doch auch nicht unter die ausgezeichneten Bösewichter, deren so viele den römischen Kaiserthron beflekten, gezählt werden.

26.

Julianus.

Julian, ein Vetter des Kaiser Constantin, war an dessen Hof, aber frühzeitig davon entfernt und von einem seiner Anverwandten, dem Bischoff Eusebius von Nicomedien erzogen. Die besondere Aufsicht über seine wissenschaftliche Bildung führte ein gelehrter und weiser Verschnittener, Mardonius. Dieser prägte ihm Ernst, Mässigkeit und Bescheidenheit ein, lehrte ihn, daß wahre Tapferkeit den Wollüsten niemals unterliege und daß man durch diese niemals glüklich werden könne. In einem Alter von fünfzehn Jahren kam er samt seinem Bruder auf ein kaiserliches Schloß bei Cäsarea in Kappadocien, wo sie in Künsten, Leibesübungen und auch in der christlichen Religion unterwiesen wurden. Sie mußten fleißig die Kirchen und Gräber der Märtyrer besuchen und selbst Vorlesungen in den Versammlungen halten. Aber eben dieser Zwang zu religiösen Übungen

taugte nicht für die Seele Julians und der dadurch gestiftete Schaden äusserte sich nur zu zeitig. Nach sechs Jahren nahm Constantius den Gallus (Julians Bruder) zum Mitregenten an, und Julian erhielt die Erlaubniß, zu Constantinopel das Studium der Wissenschaften fortzusetzen, wo sich seine trefflichen Gaben immer mehr entwickelten. Er mußte aber bald wieder aus der Hauptstadt fort, gieng auf Reisen, bezeigte sich gegen jedermann dienstfertig, besonders gegen Dürftige, und erwarb sich große Achtung allenthalben, wohin er kam.

Es war zu Nicomedien, wo er zuerst der heidnischen Religion geneigt wurde. Zu Ephesus hieng er ganz an einem gewißen Maximus, durch dessen Lehren er vollends alle Neigung zum Christenthum verlor. Er ward ein eifrigerer Heide, als er vorhin ein Christ gewesen war, wozu vielleicht vieles beitrug, daß dieser Maximus ihm prophezeiht hatte, er werde Kaiser werden, und das Heidenthum wieder zu seinem vorigen Glanze herstellen.

Äusserlich nahm Julian noch immer, um allen Argwohn zu vermeiden, den Schein an, als ob er Christ sei, einige wollen sogar behaupten: er sei ein Mönch geworden. End-

lich im Jahr 355 machte ihn Constantius zum Mitregenten, denn den Gallus hatte er aus Verdacht, er strebe ihm nach dem Leben, hinrichten lassen. Nun leistete er wichtige Dienste als Feldherr in Gallien, und in müssigen Stunden befließ er sich der Wissenschaften. Je größer und wichtiger aber jene Dienste waren, desto mehr wurden sie bei Hof verkleinert und sogar lächerlich gemacht, weil die Hofleute wußten, daß sie sich dadurch bei dem Kaiser empfahlen. Julian wußte es, ließ sich aber nicht hindern, in seinem Beginnen fortzufahren, denn nur schwache Seelen werden durch Neid und Verläumdung zu Boden gedrükt. Einige am Hof schadeten ihm noch mehr, als jene durch ihren Spott, durch ein ungemessenes Lob, das sie ihm gaben, denn dadurch machten sie den Kaiser schelsüchtig, um so mehr, als er selbst einen unglüklichen Krieg gegen die Perser geführt hatte, daher er sich über Julians Siege doppelt ärgerte. Endlich riefen ihn die Soldaten gar zum Kaiser aus, das er zwar hindern wollte, aber es nicht vermochte.

Constantius starb am 3ten November des Jahrs 361 und Julian eilte nach Constantinopel, wo er ohne Schwierigkeit von dem Kaiserthron Besiz nahm. Mehrere die unter

dem vorigen Kaiser ihre Gewalt schädlich gemißbraucht hatten, wurden hingerichtet, aber da dieses Loos auch einige traf, die es nicht in gleichem Grade verdienten, entstund Mißvergnügen darüber, und der neue Kaiser fand für nothwendig, zu erklären, daß einige dieser Hinrichtungen ohne seinen Befehl geschehen seyen. — Am Hof geschahen große Veränderungen. Mehr als tausend Köche, Barbierer, Mundschenken ꝛc. ꝛc. erhielten ihren Abschied, die vorherige Pracht und Verschwendung wurde ganz abgeschafft, und durch diese Anstalten sah sich Julian im Stande, nicht nur alle Steuerreste, sondern auch den fünften Theil der Steuern überhaupt dem Volk nachzulassen.

Sobald Julian im sichern Besitz des Thrones war, erklärte er sich öffentlich für das Heidenthum. Die bisher verschlossenen Tempel mußten eröffnet und mehrere neue erbaut werden, der Kaiser selbst war der eifrigste bei Verehrung der Götter, er ließ in seinem Garten Altäre errichten, und opferte jeden Morgen bei denselben, ja, er begieng so auffallende Handlungen, die selbst vernünftige Heiden für übertrieben erklärten; er wollte indeß damit nichts anders bezwecken, als andere zu gleichem Religionseifer anzufeuern, denn Grausamkeiten gegen Andersdenkende zu

begehen, das war theils seinem philosophischen Charakter nicht gemäß, theils hielt er namentlich die Christen nicht für wichtig genug, daß man sie, wie in frühern Zeiten, mit Feuer und Schwerdt verfolge, und endlich hätte er dadurch den Ruhm eines gütigen Regenten verloren, den zu erhalten er so eifrig strebte. Indessen, wenn er schon keine blutige Verfolgung erregte, so schadete er doch dem Christenthum auf andere Art nicht wenig. Er verbot z. B. den Christen, Künste und Wissenschaften zu lernen; er nahm ihren Lehrern die bisher genossenen Einkünfte, den Gemeinen ihre Bischöffe, damit sie ohne Vorsteher desto leichter unterdrükt werden könnten. Er sah es gleichgültig an, obwohl er selbst keine Mordbefehle gab, wenn die Statthalter in den Provinzen Christen hinrichten liessen, und wenn man sich bei ihm darüber beklagte, so gab er spottend zur Antwort: „Eure Pflicht ist, Unrecht ruhig zu dulden, denn das ist die Vorschrift eures Gottes.“

Diese Feindseligkeit gegen die Christen abgerechnet, war Julian ein gerechter, gütiger und uneigennütziger Fürst. Er äusserte immer wohlthätige Gesinnungen, bewieß sich dankbar und ehrerbietig gegen seine ehmaligen Lehrer und vergab gerne Beleidigungen, wo-

ihn folgendes Beispiel gehört. Als er einmal nach Antiochien kam, wollte ein gewißer Thalassius ihm aufwarten, aber Julian ließ ihn nicht vor sich kommen, weil er ein Verfolger seines Bruders Gallus gewesen war. Einige dem Thalassius ungünstige Hofleute wollten diese schöne Gelegenheit, ihm zu schaden, nicht ungenüzt vorbeigehen lassen, und gaben ihn als einen Mann an, der ihnen das ihrige mit ungerechter Gewalt entrissen habe. Julian durchschaute bald ihre Absichten und gab ihnen die merkwürdige Antwort: „Es ist wahr, ich bin allerdings von ihm be„leidigt worden, aber billig müßt ihr so lange „schweigen, bis ich, als sein größerer Gegner, „Genugthuung erhalten habe.“ Nun befahl er, die Sache so lange nicht vor Gericht zu bringen, bis er dem Thalassius seine völlige Gnade geschenkt habe, das auch bald geschah.

Während Julians Regierung wurde ein großer Theil des römischen Reichs, besonders die Gegend um Antiochien, wo er sich eben aufhielt, durch große Landplagen heimgesucht. Häufige Erdbeben stürzten eine Menge Städte um; eine fast allgemeine Dürre zog Hungersnoth und Seuchen nach sich. Die christlichen Schriftsteller jener Zeit behaupteten: daß Gott sei-

seinen Zorn gegen den Kaiser wegen seines Übergangs zum Heidenthum dadurch zu erkennen gebe; allein zu geschweige, daß viele Rechtschaffene und Tugendhafte mit litten, sind dergleichen Ereignisse selbst unter den edelsten Fürsten nicht ungewöhnlich. Auch unter Mark Aurel sahen wir sie und unter einem der vortrefflichsten Regenten späterer Zeit, Herzog Ernst dem Frommen von Gotha litt sein Land unter den Lasten und Drangsalen des dreißigjährigen Krieges, wie wir später hören werden. Man muß nicht so freigebig mit göttlichen Strafgerichten seyn, und dem allerweisesten unsern schwachen, oft rachsüchtigen Menschensinn leihen wollen!

Unter Julians Kunstgriffe, dem Christenthum einen Streich zu versetzen, gehört unter anderm auch der, daß er Willens war, den zerstörten Tempel zu Jerusalem wieder aufbauen zu lassen, um Christus Weissagung zu Schanden zu machen, und den Juden und Heiden dadurch Gelegenheit zu geben, über die Christen zu spotten. Wirklich traf er alle Anstalten dazu, allein die Ausführung seines Plans mißlang, denn indem die Juden einen neuen Grund zum Tempel legen wollten, brachen Feuerflammen aus der Erde hervor, zerstreuten die Arbeiter, beschädigten sie zum Theil

und sie mußten aufhören. Wahrscheinlich hatte sich die in den Gewölben des zerstörten Tempels verschlossene Luft gesammelt und durch den plözlichen Zutritt der äussern Luft entzündet, damals aber hielt man es für ein Wunder.

Im Jahr 363 zog Julian nach vielen Zurüstungen gegen die Perser zu Felde, um sich an ihnen wegen einiger früher im römischen Reich angerichteten Verheerungen zu rächen. Der König der Perser ließ ihm zwar friedliche Anträge machen, aber er verwarf sie, und schien seines Sieges so gewiß zu seyn, daß er den ihm von mehrern Völkern angetragenen Beistand nicht annahm, indem er glaubte, daß die Römer ihr Reich ohne fremde Hilfe beschützen könnten; nur der Saracenen und Gothen bediente er sich zur Unterstützung. In diesem Feldzug kam Julian um. Zwar drang er tief in das feindliche Gebiet, aber in einer mörderischen Schlacht wurde er durch einen Wurfspieß verwundet und starb daran. Ob ihm diesen Wurf ein Perser, oder wie andere glaubten, ein christlicher Soldat im römischen Heer, zugebracht habe, ist nicht gewiß, das Leztere aber durch viele Zeugnisse wahrscheinlicher gemacht. Sonst war die Sage lange geglaubt, Julian habe

nach empfangener Wunde eine Hand voll Blut mit den Worten gegen den Himmel geworfen: „Vicisti tandem, Galilaee!“ (Du hast endlich gesiegt, Galiläer!) allein selbst solche Schriftsteller, die dem Kaiser doch gerne alles Böse nachsagten, schwiegen entweder von dieser angeblichen Begebenheit ganz, oder erklärten sie für ein bloßes Gerüchte, das die christlichen Soldaten absichtlich ausgestreut hätten. Annianus hingegen, der unter Julians Leibwache diente, und desselben lezte Stunden beschrieb, hat uns eine Rede des Kaisers an seine umstehenden Freunde hinterlassen, die von großer Geistesgegenwart zeugt. Hier nur einige Stellen daraus *). „Die Zeit ist nun „gekommen, meine Freunde, und zwar sehr „gelegen, daß ich das Leben verlassen soll; „ich gebe es der Natur, die es fordert, als „ein treuer Schuldner wieder zurük, nicht „betrübt und niedergeschlagen, wie einige „glauben. Meine Handlungen reuen mich „nicht, mich ängstigt nicht das Andenken an „ein grobes Verbrechen, weder aus der Zeit, „da ich ferne vom Hof in einigen Winkeln

*) Schröckh allgemeine Biographie, 4ter Theil S. 384 ff.

„erzogen wurde, noch seitdem ich zur Regie-
„rung gelangt bin. Ich habe immer bedacht,
„daß das Wohl der Unterthanen der vor-
„nehmste Zwek einer gerechten Regierung sei,
„und danke der Gottheit, daß ich nicht durch
„heimliche Nachstellungen, noch durch eine
„lange schmerzhafte Krankheit, oder als ein
„verurtheilter Übelthäter sterbe, sondern
„mitten im Lauf eines blühenden Ruhmes
„diesen rühmlichen Abschied aus der Welt neh-
„men kann, u. s. w."

Julian hatte das zwei und dreissigste Jahr seines Alters noch nicht völlig zurükgelegt, als er am 27ten Junius 363 starb. Er hat nur etwas über anderthalb Jahre regiert. Seine Geistesgaben waren ausgezeichnet, seine Kenntniße mannigfaltig, sein Betragen fest und unveränderlich. Er besaß viele Tugenden und wäre er nicht zu sehr in den heidnischen Aberglauben verfallen, — hätte er nicht seine vormaligen Glaubensgenossen, die Christen, unbillig behandelt, so würde man ihn den größern Regenten billigermaßen beizählen können. Mäßigkeit, Klugheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit kann man ihm nicht absprechen, eben so wenig, als Entfernung von Stolz, Übermuth und Geldbegierde. Seine Fehler

waren Eitelkeit, Sucht nach Aufsehen und Bewunderung, Aberglaube und Haschen nach Beifall des Volks bis auf Kleinigkeiten.

27.

Justinianus.

Um eben die Zeit, als das abendländische Reich der Römer ganz zu Grunde gieng, und Rom, die vormalige Beherrscherin der Welt, von den Gothen angezündet und geplündert wurde; gerieth das morgenländische, dessen Hauptsiz Konstantinopel war, durch Empörungen, Absetzung der Kaiser rc. in eine solche Zerrüttung, daß es ohnmöglich war, jenes zu retten. Ohne die fast vierzigjährige Regierung des Kaisers Justinian wäre es vielleicht schon früher zu Grunde gegangen.

Er selbst war nichts weniger, als ein lobenswürdiger Fürst. Durch Bestechung der kaiserlichen Leibwache, durch tiefe Verehrung der Geistlichkeit und dergleichen Nebenwege, gelangte er zum Thron, und indessen seine Generale das vandalische und ostgothische Reich eroberten, entweihte er denselben durch sein Leben und dadurch, daß er eine durch niedrige Ausschweifungen berüchtigte Weibsperson als Gemalin auf denselben hob.

Belisar eroberte binnen drei Monaten das Reich der Vandalen in Afrika, und bewieß sich gegen die Überwundenen durchaus als ein edler Mann; wen er retten konnte, den rettete er. Dann nahm er ganz Sicilien weg, überrumpelte Neapel, vertheidigte Rom heldenmüthig und demüthigte, vereint mit Narses, einem andern Feldherrn, die Gothen. Dieser großen Thaten ohngeachtet wurde ihm das Kommando in Italien aus nicht ganz bekannten Ursachen genommen, und er gegen die Perser geschikt. Als er auch aus diesem Krieg mit Ruhm gekrönt zurükkam, mißhandelte ihn der Hof noch auffallender; er mußte es für eine Gnade halten, daß man ihm einen Theil seines Vermögens ließ, und ihn zur Armee nach Italien schikte, und warum? weil er vor der aus einer Komödiantin zur Kaiserin gewordenen Theodora nicht kriechen wollte. Zulezt klagte man ihn gar einer Verschwörung gegen den Kaiser an; dieser ließ den höchst verdienten Feldherrn mit seiner ganzen Familie gefangen setzen, alle seine Güter einziehen, und ihm die Augen ausstechen. In dieser Gestalt soll er den an seinem Gefängniß Vorübergehenden einen Beutel geboten und gesagt haben: Date obolum Belisario, quem virtus evexit, iniuria depressit!

(Gebt dem Belisario einen Pfenning, den die Tapferkeit erhoben, und der Neid gestürzt hat.) Andere sagen, Belisar sei nicht im Gefängniß geblieben, sondern von der Beschuldigung frei gesprochen worden.

Ausser dieser Ungerechtigkeit und noch vielen andern, schadete Justinian seinem Reich ausserordentlich durch seine religiöse Unduldsamkeit. Er wollte durchaus alle Christen zu einerlei Meinung in Glaubenssachen vereinigen, und müßte es auch mit Feuer und Schwerdt geschehen. Dadurch entvölkerte er seine Provinzen, indessen er die Zahl der — nach seiner Meinung — Rechtglaubigen vermehrte. In einer Empörung der Samariter allein, die auch aus der Religionsverschiedenheit stammte, sollen über hunderttausend Menschen umgekommen, zwanzigtausend in jüdische, und zwanzigtausend in persische Sklaverei verkauft worden seyn, ohne die viele Tausende, die sonst im Reich gemordet wurden.

Hauptsächlich berühmt hat sich Justinian durch die Sammlung der allgemeinen und besondern gesezlichen Verordnungen der Römer, die unter dem Namen „das Corpus Juris" bekannt ist, gemacht. Tribonian, sein Hofjurist, brachte mit neun Gehülfen diejenige Sammlung, welche der Codex heißt, zu Stan-

de, das ist: der gültigen kaiserlichen Gesetze. Zu den Pandekten, oder dem „vollständigen Begriff der römischen Rechtsgelehrsamkeit" bedurften siebzehn Männer volle drei Jahre, denn sie mußten über zweitausend Schriften älterer Rechtsgelehrten lesen, und aus ihnen Auszüge verfertigen. Dann folgten die Institutionen, oder: der kurze Begriff rc. endlich die Novellen, oder neuesten kaiserlichen Gesetze.

Die römische Gesezgebung ist ohne Streit eins der größten Meisterwerke des menschlichen Geistes und Verstandes; allein die Justinianische Sammlung ist ziemlich ohne Verstand gemacht, und die Materien wurden so ordnungslos durcheinander geworfen, daß es kaum ärger seyn könnte, daher in der Folge die gelehrtesten Männer versucht haben, Licht und Ordnung in diesem Chaos zu schaffen, und doch ihren Zwek nie ganz erreichten. Das römische Recht erhielt sich in der Folge, erst in den italienischen, und dann in den deutschen Gerichtshöfen, ja erhält sich als Hilfsrecht noch jezt, besonders darum, weil die deutschen Kaiser für wahre Nachfolger der römischen gehalten wurden, und es sogar im Kanzleistiel hieß: „weiland Kaiser Justinianus, unser Vorfahr am Reich."

Schimpflich ist es endlich, daß der erlauchte Gesezgeber Justinian seinen Codex nicht nur nach wenigen Jahren für dergestalt unbrauchbar erklärte, daß er umgearbeitet werden mußte, sondern noch mehr, daß er, seine Gemahlin und der Jurist Tribonian Rechtssprüche um Geld verkauften.

Rühmlicher für ihn sind die vielen prächtigen Gebäude und andere Denkmale die er herstellte, worunter z. B. die Sophienkirche zu Konstantinopel gehört, an welcher zehntausend Menschen fast sechs Jahre lang gearbeitet haben; ausser dieser baute er zu Konstantinopel allein noch fünf und zwanzig andere Kirchen. — Giebt es wohl einen größern Kontrast, als Ungerechtigkeiten, Ausschweifungen, Grausamkeiten begehen, das Recht verkaufen und — Kirchen bauen?

Eine der größten Merkwürdigkeiten der Regierung Justinians war, daß unter derselben der Seidenbau aus Asien nach Europa kam. Ehemals wurde die Seide nur in Sina gezogen, wo man die Behandlung des Seidenwurmes und seines Gespinnstes kannte, aber als tiefes Geheimniß behandelte; daher war auch ihr Preiß ausserordentlich theuer. Nun kamen zwei christliche Mönche in Sina dahinter, reisten nach Konstantinopel und bo-

ten dem Kaiser ihre Dienste an, ohngeachtet es bei Todesstrafe verboten war, Seidenwürmer aus dem Land zu bringen. In einem hohlen Rohr verbargen sie daher eine Parthie Eyer des Seidenwurmes; mittelst künstlicher Wärme wurden sie ausgebrütet, und so der Seidenbau in den Stand gesezt. Aus Griechenland kam er nach Sicilien, von da nach Italien, Spanien, und endlich gar in die nördlichen Länder.

Justinian starb endlich am 14ten November des Jahrs 563. Bald nach seinem Tod verlor sich das griechische Kaiserthum in Italien wieder, und selbst die bessern seiner Nachfolger konnten den Verfall des Reichs nicht hindern.

II.

Deutsche der ältern Zeit.

1) Bonifaz, der Deutschen Apostel. 2) Karl der Große. 3) Heinrich I. 4) Otto der Große. 5) Heinrich IV. 6) Friedrich I. 7) Heinrich der Löwe. 8) Rudolph von Habsburg. 9) Albrecht der Unartige. 10) Johannes, König von Böhmen. 11) Karl IV. 12) Wenzeslaus.

1.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

Seit dem Anfang des siebenten Jahrhunderts kamen aus England, Schottland und Irland viele Lehrer der christlichen Religion, um unter den damaligen heidnischen Deutschen

das Licht des Evangeliums auszubreiten, noch mehrere aber am Ende des besagten Zeitpunktes und unter diesen zeichnete sich Bonifacius, sonst auch Winfried genannt, ganz vorzüglich aus. Er kam im Anfang des achten Jahrhunderts nach Thüringen, und unter dem eidlichen Versprechen, sich nicht von der römischen Kirche zu sondern, weihte ihn Pabst Gregor II. zum Bischoff. Er traf die Religion in einer sonderbaren Verfassung, denn es gab Geistliche, die zugleich im Namen Jesu Christi tauften, und den heidnischen Götzen opferten, das ist: sie thaten um Geld alles, was man von ihnen verlangte, welches — da überhaupt die Menschen längst eingewurzelte Gewohnheiten nie auf einmal ablegen — bei einem so rohen Volk, als damals die Deutschen noch waren, sehr begreiflich ist. Eben so glaubten sie, wenn sie nur nicht in Hainen und Wäldern opferten, und wenn es dagegen in der Nähe von einer Kirche geschehe, so habe es nichts zu bedeuten. Dieser Opferdienst war sehr schwer zu vertilgen, und als z. B. Bonifacius selbst einmal bei Geismar in Hessen eine Eiche umhieb, bei welcher dieser Dienst gewöhnlich vorgieng, so strömte das Landvolk häufig zusammen, in Hoffnung, es werde Feuer aus derselben stürzen und den

Frevler verzehren. Daß es aber nicht geschah, wunderte sie ausserordentlich, machte sie zwar dem Christenthum geneigter, aber dennoch opferte man noch im zehnten Jahrhundert hie und da unter Bäumen, ohngeachtet um diese Zeit die christliche Religion schon um vieles bekannter geworden war.

Aus den Trümmern der bei Geismar zerstörten Eiche ließ Bonifacius eine christliche Kapelle bauen und da es ihm gelang, immer mehr Heiden zu bekehren, so legte er bald auch Kirchen und Klöster mit Lehrern und Mönchen an, um seinen angefangenen Unterricht fortzusetzen. Unter seine vorzüglichsten Stiftungen gehört die Abtei zu Fulda, mitten in dem weitläufigen Buchauer Wald am Fluß Fulda. Nach und nach sammelten sich neben dem Kloster so viele Einwohner, daß aus ihren Wohnhäusern endlich die Stadt Fulda entstund. Er veranlaßte auch die Errichtung des Bisthums Erfurt, dann zu Würzburg und Eichstädt, damit die vielen Geistlichen, deren größere Anzahl die immer sich mehrende Ausbreitung des Christenthums nothwendig machte, Aufseher haben möchten, wie ihm denn äusserst am Herzen lag, daß die Geistlichkeit von ihrem unsittlichen Leben möchte abgewöhnt werden. Man muß in der That Bonifacius

Freimüthigkeit bewundern, mit der er gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichen sprach, wenn man sich in sein rohes Zeitalter zurükdenkt. Entlaufene Knechte z. B. machten sich eine Tonsur, gaben sich für geweihte Priester aus und ahmten die Taufe und andere kirchliche Gebräuche nach, ohne sonst den Geist der Religion zu kennen; andere legten sich auf Wahrsagen und andere Thorheiten und Betrügereien, denen das kurz zuvor noch heidnisch gewesene Volk ausserordentlich anhieng. Er klagte dieses dem Pabst Zacharias und schrieb unter anderm: „Die Bisthümer sind größtens„theils in den Händen geldbegieriger Layen, „oder ehebrecherischer Geistlichen, die bloß „auf zeitlichen Gewinn sehen. Es giebt Bischöf„fe, die dem Trunk, der Ungerechtigkeit und „der Jagd ergeben sind, oder bewaffnet mit „zu Felde ziehen, um eben sowohl das Blut „der Christen, als das der Heiden zu vergies„sen.“ Ein andermal sagt er: „Mein Amt „ist gleich einem bellenden Hunde, der zwar „sieht, daß Diebe und Mörder das Haus sei„nes Herrn untergraben und in dasselbe ein„brechen, der aber nicht helfen kann, weil „er keine Gehülfen hat und nichts zu thun „vermag, als daß er bei sich ächzet und „murret.“

Bonifacius traf noch mehr zwekmässige Anstalten zum Besten des Christenthums und es gebührt ihm die Ehre, die Deutschen von der Wildheit entwöhnt und sie zu mildern Sitten geleitet zu haben, welches ihm mit Recht den Namen eines wahren Wohlthäters der Nation erworben hat. Erst räumte er nur das auffallendste weg, dann bemühte er sich, durch jährlich anzustellende Kirchenversammlungen weiter zu schreiten, auf welchen der regierende Fürst kirchliche Geseze gab. Im Jahr 745 wurde er Erzbischoff von Mainz und sah sich nun an der Spize der ostfränkischen Geistlichkeit. Noch im hohen Alter gieng er noch einmal aus, um das Evangelium zu verkündigen, wurde aber im Jahr 754 von den Friesen erschlagen.

Man nennt ihn gewöhnlich den „Apostel der Deutschen,“ obwohl er eigentlich nirgend das Christenthum zuerst geprediget, sondern demselben nur bessern Eingang verschaft, mehr als alle andere Missionäre, dafür gethan und endlich gar sein Leben dafür aufgeopfert hat. Seine Verdienste um Deutschland sind unstreitig sehr groß. Er veranlaßte die Erbauung mehrerer Städte, stiftete Kirchen, Schulen, Klöster und Bisthümer, entwöhnte die Deutschen von Pferdefleisch und Menschen-

opfern, lehrte die Geistlichen schreiben und bereitete so den Eindrang des Lichtes der Wissenschaften wenigstens vor; gleichwohl aber war er es, der den ersten Anlaß gab, auch in Deutschland die Herrschaft der Päbste zu gründen, die in der Folge so drückend wurde, denn so wie er selbst dem römischen Bischoff einen Eid schwur und seine Abhängigkeit von ihm erkannte, so beredete er viele andere deutsche Bischöffe, das nemliche zu thun, und brachte dadurch die deutsche christliche Kirche um ihre Freiheit.

Im Jahr 1811 wurde das Andenken an Bonifacius und das, was er gethan hat, auf eine sehr würdige Weise gefeiert. Man errichtete zu Altenberga in Thüringen auf einen Berge, wo einst die erste christliche Kirche gestanden hatte, ein Denkmal und stimmte Lobgesänge an. Drei würdige Geistliche, der lutherische Generalsuperintendent Löffler aus Gotha, der ehmalige Abt des Benediktinerklosters zu Erfurt, Placidus Muth und der reformirte Prediger zu Schmalkalden, Diaconus Wittich, hielten am Fuß dieses Denkmals in Gegenwart mehrerer tausend Menschen aller drei geistlichen Confessionen vortreffliche Reden. Löffler schloß die seinige mit folgender schöner Stelle: „Von diesen

„Ver-

„Bergen, Thälern und Fluren weiche nie die „Andacht, nie die Liebe der Religion. So „lange die Sonne dieses Land bescheint, so „lange der Mond freundlich über ihm auf- „geht, so lange blühe unter uns deine Ver- „ehrung, Allgütiger! Zerfallen ist zwar je- „nes Haus, das in der alten Zeit deiner „Verehrung gewidmet war. Zerfallen wird „auch dieser Stein, der sein Andenken er- „halten soll, zerfallen wird auch jener neue „Tempel im freundlichen Thale; aber wenn „alle Tempel, von Menschenhänden erbaut, „zerfallen, bleibt deiner Verehrung ein Tem- „pel, den du dir selbst erbaut hast, die „weite Natur und das menschliche Herz.“

Wie freundlich wird selbst der Ewige auf diese fromme Feier herabgeblikt haben, die ihm dem Gott der Liebe, gewiß angenehmer war, als wenn fanatische Priester — wie sie wähnten zu seiner Ehre — Ketzer schlachteten!

2.

Karl der Große.

Karl, König der Franken und erster deutscher Kaiser, war ein Sohn Pipins des Kurzen und regierte nach dem 768 erfolgten Tod seines Vaters drei Jahre lang gemeinschaft-

lich mit seinem Bruder Karlmann das grosse Reich der Franken. Gegen Ende des Jahrs 771 starb der leztere unvermuthet und Karl war nun Alleinherrscher. Vor seiner Zeit wollten sich die Deutschen aus alter angestammter Liebe zur Freiheit durchaus nicht unter den Zepter dieser neuen Regenten-Familie beugen, aber er traf das Land schon beruhigter an. Zwar hatte Baiern noch einen eigenen Herzog, der aber bald das Schiksal aller übrigen Herzoge hätte und sich unterwerfen mußte; nur die Sachsen, welche die Länder von der Ostsee bis nach Thüringen und von der Elbe fast bis an den Rhein bewohnten, waren noch frei und es verfloßen wohl dreißig Jahre, bis Karl völlig Meister über sie werden konnte. Die Kriege, die er mit dieser Nation führte, waren sehr blutig und entsprangen öfters nur aus kleinen elenden Grenzirrungen, wiewohl auch die Religionsverschiedenheit — die Sachsen waren Heiden, die Franken aber Christen — das ihrige zur gegenseitigen Erbitterung beitrug. So oft sie auch überwunden wurden, so empörten sie sich doch immer wider aufs neue. Im Jahr 772 führte Karl seine Völker in eigener Person an, rükte in Westphalen gegen die Weser vor, eroberte das Schloß Eh-

resburg und zerstörte die berühmte Irminsäule, das größte Heiligthum der Sachsen. Ob diese Irminsäule das Bildnis eines heidnischen Götzen, oder Hermann, den Befreier Deutschlands vorstellte, der eben in dieser Gegend den römischen Feldherrn Varus geschlagen hatte, wissen wir nicht. Die Alten haben von der Irminsäule zu wenig und die neuern zu viel geschrieben, so daß man auf keinen sichern Grund kommen kann. Als zulezt die Sachsen ganz überwunden wurden, da zwang sie Karl, Christen zu werden und alle, die sich der Zumuthung widersezten, wurden, um getauft zu werden, mit Gewalt in einen Fluß gejagt. Das war so die Bekehrungsmethode damaliger Zeiten, bis die christlichen Priester und Schriftgelehrten gar mit Feuer tauften, das heißt: Andersdenkende verbrennen ließen.

Ausser der Unterjochung der Sachsen machte Karl auch in einem einzigen Jahr dem Reich der Langobarden in Italien ein Ende, das über zweihundert Jahre gedauert hatte, überwand die Avaren in Oesterreich und Ungarn, die Slaven in Deutschland und eroberte in Spanien denjenigen Theil des Landes, der von den pyrenäischen Gebürgen an bis an den Fluß Ebro reicht.

So mächtig hatte sich Karl durch seine glüklich geführten Kriege gemacht, als die merkwürdigste Begebenheit seiner Regierung vorfiel. Der Pabst Leo III. wurde von einigen vornehmen Römern gemißhandelt und nahm seine Zuflucht zu dem Könige der Franken, der sich eben in Paderborn aufhielt. Karl versprach ihm Genugthuung, begleitete ihn nach Rom, untersuchte den Vorgang und bestrafte die Verbrecher. Als er nun am Weihnachtsfest 800 in die Peterskirche kam, sezte ihm der Pabst aus Dankbarkeit eine kostbare Krone auf und das versammelte Volk rief dreimal frolockend aus: „Carolo Augusto, „a Deo coronato, magno et pacifico Imperatori Romanorum vita et victoria!" und so ward er auf einmal Kaiser. Bisher war er nur Beschützer von Rom, nun aber förmlicher Oberherr. Er wußte sich seine neuen Unterthanen theils durch Freigebigkeit gegen die Kirchen, theils durch weise Verordnungen und Anstalten, die er zum Besten Italiens machte, zu verbinden.

Wäre Karl ein bloßer Eroberer gewesen, so wär es kaum der Mühe werth, vieles von ihm zu sagen, oder gar den Namen des „Großen" nachzusprechen, den ihm seine Zeitgenoßen gaben und den er bis jezt noch

immer erhalten hat; aber glüklicherweise hatte er noch andere Vorzüge, die sein Andenken ehrenwerth machen. Er regierte in einem finstern und unwissenden Jahrhundert; denn die Deutschen hatten einen so unüberwindlichen Haß gegen alles, was römisch war, daß sie auch selbst die Künste und Wissenschaften von sich stießen, worinn einst die Griechen und Römer sich so sehr ausgezeichnet hatten. Diese Künste und Wissenschaften waren vor Karls Zeiten in Deutschland unbekannt, er aber hat zur Aufklärung der Nation vieles beigetragen. Er stiftete Klöster und Schulen, weil er einsah, daß man zuvor gute Lehrer haben müße, ehe man an die Bildung des Volks denken könne. Er ließ die Evangelien Psalmen und eine Auslegung des apostolischen Glaubensbekänntnißes abschreiben und befahl, daß die jungen Geistlichen bei den jährlichen Visitationen daraus examinirt werden sollten. Die Musik machte er zu einem Theil des öffentlichen Gottesdienstes und ein Hauptverdienst erwarb er sich um die Bildung der deutschen Sprache. Er selbst fieng an, an einer deutschen Grammatik zu arbeiten, gab den Winden und Monaten deutsche Namen, die entweder von den Naturveränderungen eines jeden Monats, oder

einem in denselben fallenden bedeutenden Feste hergenommen waren *), auch ließ er die Überbleibsel der alten deutschen Poesie sammeln und durch seine und anderer wackerer Männer Bemühungen lernte man endlich deutsch. Er verstund die lateinische und griechische Sprache, legte sich auf Vernunftlehre, Beredsamkeit, Rechenkunst und besonders auf die Sternkunde. An seinem Hof errichtete er eine gelehrte Gesellschaft, auch Baukunst, Bildhauerei und andere schöne Künste fanden an ihm einen großmüthigen Beförderer und Unterstützer.

Karl besaß alles, was einem Monarchen Ansehen und Ehrfurcht erwerben kann. Er war stark von Körper, groß und ansehnlich gebildet, hatte Feuervolle Augen und eine sich auszeichnende Nase. Er that sich in Reuten, Schwimmen, Jagen, überhaupt in allen

*) Den Januar nannte er: Wintermonat, den Februar Hornung, den März Lenzmonat, den April Ostermonat, den Mai Wonnemonat, den Junius Brachmonat, den Julius Heumonat, den August Erndtemonat, den September Herbstmonat, den Oktober Weinmonat, den November Windmonat und den December Christ- oder Heiligenmonat.

Leibesübungen hervor, welche seine Nation liebte, bildete sich von Jugend an zum Helden und war allzeit glüklich mit den Waffen. Er war kühn in Gefahren, suchte sie nicht, aber wenn er darinn war, trozte er allen Anfällen. Er ließ große Schiffe von fünf bis sechs Rudern erbauen und unterrichtete selber seine Matrosen, wie sie diese Schiffe durch Hebel in die See bringen, wie sie angreifen und wie sie sich vertheidigen müßten; überhaupt traf er wenige zu seinen Zwecken schon gebildete Leute an, sondern er mußte sie sich erst selbst bilden.

In seinen Sitten war Karl höchst einfach. Er trug nie Kleider von ausländischen Zeugen, sondern sie mußten im Vaterland entstanden seyn. Das Schwerdt legte er nie ab. Er war mäßig im Essen und Trinken und immer thätig; selbst indem er sich ankleiden ließ, nahm er Geschäfte vor. Seine Söhne mußten sich so wie in den Waffen, beständig in den Wissenschaften üben, seine Töchter aber Wolle spinnen, um ja nicht müssig zu seyn und um seine Kinder in beständiger Aufsicht zu haben, reiste er selten ohne sie. Unter seinem Schlafkissen lag beständig eine Schreibtafel, damit wenn ihm in schlaflosen Stunden ein nüzlicher Gedanke einfiel, derselbe

gleich aufgeschrieben werden könnte. Seine Frömmigkeit war erleuchteter, als man es in den damaligen finstern und abergläubischen Zeiten erwarten sollte. Er war gütig gegen jedermann, leutselig, freundlich, that den Armen ungemein viel Gutes, zähmte seine Leidenschaften, und ob er gleich in hohen Grad ehrgeizig war, so gelang es doch keinem Schmeichler ihn zu verderben. Er beförderte auch die Handlung und suchte seine Nation durch sie wohlhabend zu machen. Zu dem Ende wollte er den Rhein und die Donau durch einen Kanal verbinden und wenn gleich das Unternehmen nicht ausgeführt werden konnte, so sieht man wenigstens, was für große Entwürfe Karl in seiner Seele bewegte. Er bekümmerte sich um alles, was seinem Reich nützen konnte. Forstwesen, Bienenzucht, Fischerei, Ackerbau und selbst die Gärtnerei beschäftigten ihn. Er kannte Raute, Salbey, Rosmarin und andere Gewächse und Kräuter.

So sehr Karl die Geistlichkeit ehrte, beschenkte und hervorzog, weil er in ihr die Religion selbst zu ehren dachte, so war er doch nicht blind gegen die Fehler und Gebrechen, die er an diesem Stand wahrnahm und suchte besonders dessen auffallende Habsucht einzuschränken, auch verbot er den Bischöffen,

in den Krieg zu ziehen und Soldaten anzuführen, das sie bis dahin gethan hatten. Weil die wenigsten Pfarrer damals mehr predigten, oder predigen konnten, indem ein grosser Theil zu unwissend dazu war, so ließ Karl eine Sammlung von Predigten der ältesten Kirchenlehrer veranstalten, aus welcher die Pfarrer jeden Sonntag einen bestimmten Aufsaz ablesen mußten. Dieses Pensum, welches von einem Sonntag auf den andern folgte, zeigten ihnen die lateinischen Worte post illa an und daraus entstund das Wort Postilla, womit man lange Predigtsammlungen oder andere Erbauungsschriften bezeichnete.

Ein kleineres Reich würde Karl durch seinen Geist zuverläßig glüklich gemacht haben, aber in seinem großen war mehr Aussenglanz, als wahres inneres Wohl. Ein großer Druk lag auf seinen Unterthanen durch die mehr als vierzig Jahre gedauerte Kriege, in denen nicht nur der Soldat und Lehensmann, sondern alles, auch der ruhige Haus- und Familienvater den Waffen folgen mußte, und zwar nicht zum Schuz gegen Angriffe von aussen, sondern um die Vergrößerungsplane des Fürsten zu unterstüzen. Die Großen, welche dazu nebst ihren Vasallen am meisten mitwirkten, kamen empor; Karl mußte seines eigenen Vortheils

wegen ihren Volksbedrückungen sehr vieles nachsehen, und die niedern Stände giengen darüber zu Grunde, welches bis zu den abscheulichsten Verbrechen leitete und die Wahrheit lehrte, die alle nachfolgende Jahrhunderte bestätigten: daß das Volk unter einem blutigen Eroberer nie glüklich seyn könne, wenn auch noch so vieler Glanz seine Regierung verherrlichte.

3.

Heinrich I.

Nach Karls des Großen Tod verschlimmerte sich der Zustand des von ihm gestifteten Reichs von Zeit zu Zeit immer mehr, denn die nachfolgenden Regenten hatten weder Karls Geist, noch seinen Muth. Die Großen waren immer uneinig unter einander, verwüsteten Deutschland durch innerliche Kriege und widersezten sich den Königen. Man achtete keiner Gesetze mehr, sondern wenn einer glaubte, sein Nachbar habe ihn beleidigt, so gieng er zu keinem Richter, um sich Recht sprechen zu lassen, sondern fiel über ihn her, und suchte sich mit Feuer und Schwerdt für die erlittene Beleidigung zu rächen. Diese Selbstrache nannte man das Faustrecht, weil

jeder durch eigene Faust sich Recht zu schaffen suchte. Besonders sah es der Adel als ein Vorrecht seines Standes an, daß er nach Gefallen Privatkriege führen könne, sogar die Bischöffe ließen sich auf solche Befehdungen ein. Dadurch sank das königliche Ansehen zu einem bloßen Schatten herab, und um so weniger bedachte man sich, Ludwig das Kind, einen Knaben von sieben Jahren, auf den Thron zu setzen, weil unter einer solchen Regierung jeder nach eigenem Gutbefinden thun und handeln konnte.

So war Deutschland beschaffen, als Heinrich I. Herzog von Sachsen, den Zepter des Reichs erhielt. Obgleich sein Vorfahr, Konrad I. einen Bruder hinterließ, so fürchtete er doch, die Mißhelligkeiten zwischen diesem und Heinrich möchten noch stärker, als zuvor, ausbrechen, und um dem Vaterland diese Unruhen zu ersparen, empfal er Heinrichen zur Königswürde, der unter allen deutschen Fürsten wegen seiner Klugheit, Macht und Tapferkeit allein im Stande wäre, Deutschlands Bestes zu befördern. Und in der That sah Konrad sehr richtig; Heinrich erfüllte redlich, was der Sterbende von ihm gehofft hatte.

Heinrich war ein Sohn Herzogs Otto von Sachsen, und im Jahr 876 gebohren. Schon in seiner Jugend war er gegen ein Wendisches Volk so glüklich, daß dieses die Ungarn gegen ihn um Hilfe anzurufen genöthiget war. Im Jahr 919 wurde er König der Deutschen. Man nennt ihn gemeiniglich Heinrich den Vogler, oder Vogelfänger, weil diejenigen, die ihm die Nachricht von seiner Wahl überbrachten, ihn beim Vogelfang antrafen. Ehe er das Schwerdt gegen die auswärtigen Feinde des Reichs ergrief, suchte er alles von Innen zu beruhigen. Herzog Burkard von Schwaben war mit der Königswahl unzufrieden, Heinrich bewog ihn, sich mit ihm zu versöhnen, und ihm den Eid der Treue zu leisten. Herzog Arnulph von Baiern war ihm noch gefährlicher; aber auch diesen gewann er bei einer persönlichen Unterredung, und Lothringen unterwarf sich ihm ohne Schwerdtstreich. Mit den Ungarn, die Deutschland immer durch ihre Einfälle beunruhigten und verwüsteten, schloß er einen neunjährigen Waffenstillstand, um in dieser Zeit der Ruhe sich in eine Verfassung setzen zu können, daß man sie und die übrigen slavischen Völker, die sich mit ihnen gegen Deutschland vereinigt hatten, gar nicht mehr fürchten

dürfte. Den tapfern Deutschen gab er Waffen, aber unter der ausdrüklichen Bedingung, daß sie sie nicht zum Morden und zu ihren Privat-Fehden, sondern nur gegen die gemeinschaftlichen Feinde des Reichs führen sollten. Er übte sie fleissig in den Waffen, und gab ihnen zwekmäßige Kriegsgesetze.

Es war lange Zeit die gemeine Meinung, daß Heinrichs größtes Verdienst in Einführung der Städte bestehe, allein dieß ist nicht so zu verstehen, als hätte er die ersten in Deutschland erbaut, denn es waren ihrer viele schon vorhanden, nur in seinen väterlichen und einigen andern Landen, in Sachsen und Thüringen mangelte es vielfältig daran. Er bevestigte die ältern Städte mit Mauern und baute verschiedene neue, unter denen man Bremen, Gotha, Nordhausen, Quedlinburg, Meissen und andere nennt. Er verordnete, daß immer der neunte Mann vom Land in die Städte ziehen, und die übrigen achte die Feldarbeit besorgen sollten. Alle feierliche Zusammenkünfte, Hochzeiten, Gastmale und andere Lustbarkeiten, durften nicht mehr auf dem Lande, sondern mußten in den Städten gehalten werden, auch sorgte Heinrich sehr für Policei und innerlichen Frieden.

Wer diesen störte, wurde ohne Ansehen der Person nachdrüklich gestraft.

Nachdem Heinrich dergestalt für die Ruhe und den Wohlstand Deutschlands gesorgt hatte, grief er auswärtige Feinde an. Er eroberte Prag, und zwang den Fürsten Wenzeslaus von Böhmen, sich ihm zu ergeben, mit gleichem Erfolg schlug er die Heveller, die an der Havel in der heutigen Mark Brandenburg wohnten, und nahm ihre Hauptstadt Brandenburg weg, endlich da nach abgelaufenem Waffenstillstand sich auch die Ungarn wieder regten und in Thüringen einfielen, schlug er sie bei Merseburg so ganz, daß ihnen lange die Lust vergieng, wieder zu kommen.

So verschaffte sich Heinrich als Regent und als Krieger die größte Achtung. Er ward allgemein geliebt wegen seiner Leutseligkeit und Redlichkeit, und wer einmal sein Freund war, blieb es immer. Er hätte noch mehr großes und wichtiges für seine Völker gethan, aber der Tod hinderte ihn daran, der ihn im Jahr 936, im sechzigsten seines Alters überraschte.

4.

Otto der Große.

Wir lassen auf Heinrich I. seinen würdigen Sohn und Nachfolger Otto I. folgen, der vom zehnten Jahrhundert bis jezt den Namen „des Großen" behauptet hat, obwohl ihm derselbe mehr seiner vielen Kriege halber, als aus andern Rüksichten zukömmt; indessen da es nach der Lage der Dinge wirklich seine wesentliche Bestimmung gewesen ist, blutige Schritte zu thun, bald um seine Rechte zu behaupten, bald die öffentliche Ruhe herzustellen, bald um erlittene Beleidigungen zu bestrafen, und er diese Bestimmung in hohem Grad erfüllte, so wollen wir ihm den Beinamen, den er schon bei seinem Leben erhielt, gleichwohl nicht streitig machen.

Otto, gebohren den 20ten November des Jahrs 912, war eben vier und zwanzig Jahre alt, als er 936 zum König der Deutschen erwählt wurde. Die Stände, welche sich zu Aachen dieser Wahl halber versammelt hatten, sezten ihn auf einen Thron und schwuren ihm, mittelst Darreichung der Hände, getreu zu seyn. Der Erzbischoff von Mainz stellte ihn im Dom dem Volk vor, das ihn mit großem Jubel als seinen Regenten aufnahm, dann

bekleidete er ihn mit dem königlichen Schmuk, salbte und krönte ihn.

Kaum hatte Otto seine Regierung begonnen, als er schon in eine Reihe von Kriegen und Unruhen verwickelt wurde, die er aber alle rühmlich endigte. Er zog, wie sein Vater, das Schwerdt nur für die allgemeine Sache Deutschlands, für Sicherheit, Ruhe und Ordnung. Es würde uns zu weit führen, und auch an diesem Ort nicht ganz zwekmäßig seyn, wenn wir alle diese Kriege nach der Reihe und weitläufig beschreiben wollten; es genüge uns für jezt an den vornehmsten Ereignissen dieser Periode *). Der König Ludwig von Frankreich, mit dem Zunamen: von jenseits des Meeres her (d'Outremer) hatte Lust an Lothringen und Elsaß, aber Otto nöthigte ihn im Jahr 942 davon abzustehen; er bezwang den böhmischen Herzog Boleslaus, demüthigte die Ungarn, die sein Reich anfielen, deßgleichen die Dänen, und nachdem dieß alles geschehen war, fand er Gele-

*) Der reifern Jugend empfiehlt der Verfasser den 2ten Band von Schmidts Geschichte der Deutschen und Schröckhs allgemeine Biographie, erster Band.

Gelegenheit, die verlornen Rechte der Deutschen in Italien und die Kaiserwürde geltend zu machen. Berengarius, Markgraf von Eporedien oder Jvrea, übte dort eine wahrhafte königliche Gewalt aus, und die beiden lezten Könige von Italien, Hugo und sein Sohn Lotharius, besassen kaum noch einen Schatten derselben. Dieser Berengarius war ein höchst lasterhafter Fürst, der nicht nur den Lotharius wahrscheinlich durch Gift aus dem Wege räumen ließ, sondern auch desselben Wittwe, Adelheid, mit seinem Sohn vermählen wollte, und da sie hiezu nicht einwilligte, sie aufs äusserste mißhandelte, ja sogar gefangen sezte. Adelheid entfloh auf das feste Schloß Canossa, Berengarius folgte ihr und belagerte es. In dieser Noth rief die Bedrängte den König Otto zu Hilfe, und erbot sich, ihm ihre Hand zu reichen, da er seine Gemahlin durch den Tod verlohren hatte. Otto ließ sich nicht umsonst rufen, eilte nach Italien, befreite die Schöne, und heirathete sie im Jahr 951, worauf er sie im folgenden Jahr nach Deutschland führte. Seinen Tochtermann, den Herzog Konrad von Lothringen, ließ er in Italien, um den Krieg zu endigen. Berengar unterwarf sich bald den königlichen Waffen, und wurde von Otto

auf einem Reichstag zu Augsburg im Jahr 952 gegen alle sein Hoffen und Erwarten nebst seinem Sohn mit dem Königreich Italien belehnt. Dieser Schritt Otto's, den man häufig tadelte, hat vielleicht seinen Grund darinn gehabt, weil er sich damals noch nicht stark genug fühlte, Italien zu behaupten, indem sein eigener Sohn Ludolph, Herzog von Schwaben, sich gegen ihn verschwor, mit dem sich Konrad von Lothringen, unzufrieden über Berengars neu erlangte Hoheit, verband. Otto dämpfte diese Empörung seiner nächsten Blutsverwandten sehr bald, aber kaum war in Deutschland die Ruhe hergestellt, so kamen Klagen aus Italien, wo Berengar mit gewohnter Tirannei regierte.

Um diese Zeit war Otto's Ruhm bereits so groß, daß die entferntesten Fürsten, z. B. ein arabischer Emir, die Großfürstin Helena von Rußland und andere seine Freundschaft suchten und ihm Geschenke schikten. Im Jahr 960 gab er den widerholten Bitten der Italiener Gehör, sie gegen den Berengar zu schützen und zwei Jahre darauf krönte ihn der Pabst Johannes der Zwölfte zu Rom zum Kaiser, von welcher Zeit an das Kaiserthum bis zum Jahr 1806 beim deutschen Reich blieb. Der Pabst und die Großen Roms

schwuren ihm Treue, hielten aber ihren Schwur nur so lange Otto gegenwärtig war, denn kaum war er entfernt, so hatte die Freundschaft des Pabstes nicht nur wieder ein Ende, sondern er betrug sich schlimmer, als selbst ein offenbarer Feind, denn er hezte heimlich den Kaiser zu Konstantinopel und die Ungarn gegen ihn auf. Vergebens suchte Otto ihn durch Gesandte auf andere Gedanken zu bringen; vergebens versuchte er die gelindesten Mittel gegen ihn, indem er sagte: Johann XII. sei ein junger Mensch, (er war kaum zwanzig Jahre alt) der sich durch das Beispiel rechtschaffener Männer wohl noch werde bessern lassen; — es war alles umsonst. Otto mußte endlich Gewalt brauchen, weil Johann sogar Adelbert, den Sohn Berengars, nach Rom rief und sich mit ihm zum Nachtheil des Kaisers verband. Dieser erschien nun so plözlich mit einem Kriegsheer, daß seine Feinde kaum Zeit genug fanden, zu entfliehen. Bald darauf, im Jahr 963 ließ er eine Kirchenversammlung halten, worauf Johann abgesezt und Leo VIII. als Pabst bestätigt wurde. Bei Gelegenheit seiner diesmaligen Anwesenheit zeigte sich Otto's Herzensgüte in einem sehr schönen Lichte. Die Römer ließen sich von der Parthei des abge-

sezten Pabstes überreden, gegen den Kaiser die Waffen zu ergreifen und selbst gegen seinen Pallast anzurücken. Er hatte seine meisten Kriegsvölker weggeschikt, damit sie der Stadt nicht zur Last werden möchten und also nur wenige Beschützer um sich. Mit diesen zerstreute er die Rebellen nnd statt sie zu strafen, hinderte er so gar seine aufgebrachten Soldaten, ihnen hart zu begegnen. Dieses sanftmüthige Betragen wirkte nur eine kurze Zeit auf die Römer, denn kaum war der Kaiser wieder weg, so riefen die Undankbaren Johann XII. wieder zurük und zwangen den Gegenpabst, Leo VIII. zu jenem, seinem Beschützer, zu fliehen. Zwar starb Johann bald hernach, dennoch wählten sie Benedikt V. obwohl dieser selbst mit andern eidlich versprochen hatte, daß kein Pabst ohne des Kaisers Willen gewählt werden sollte. Otto hatte dies kaum erfahren, so stund er mit einem Heer vor Rom, nöthigte es, sich zu ergeben und ließ Benedikt V. ab, dagegen Leo VIII. wieder in seine Würde einsetzen. Auch den Berengar und dessen Familie bekam er in seine Gewalt und schikte sie nach Deutschland, wo sie auch alle zu Bamberg und Benedikt zu Hamburg starben. Jezt erst saß Otto auf dem Kaiserthron fest,

und gieng im Jahr 965 ruhig nach Deutschland zurük.

Dieser Siege ohngeachtet wurden die Römer immer trotziger und verwegener, so daß der Kaiser im folgenden Jahr 966 noch einmal dahin ziehen und endlich Strenge gegen sie anwenden mußte. Er ließ dreizehn der vornehmsten Unruhestifter aufhängen, und erst nachdem dieses geschehen war, blieb es sowohl in Rom, als im übrigen Italien ruhig. Unter solchen Empörungen, Zwistigkeiten, innern und auswärtigen Kriegen, gieng Otto dem höhern Alter entgegen, und beschloß endlich im Jahr 973, ein und sechzig Jahre alt, im Kloster Memleben an der Unstrut seine Tage.

Ohngeachtet seiner kriegerischen Regierung war Otto für das allgemeine Beste doch nicht unthätig. Er durchreiste öfters das Reich, und seine Gegenwart half gute Ordnung erhalten, oder wieder herstellen. Er bestrafte die Privat-Befehdungen, wenn es ihm auch nicht möglich war, sie ganz zu vertilgen. Er verschönerte manche Gegend von Deutschland, besonders aber die Stadt Magdeburg, die sein Lieblingsaufenthalt war. Unter seiner Regierung wurden die ersten Silbergruben auf dem Harz entdekt. Für die Wissenschaften konnte er in dem unruhigen Leben wenig

oder nichts thun, aber Religion, Kirche und Geistlichkeit entgiengen seiner Aufmerksamkeit nicht. Er legte mehrere Bißthümer an und beschenkte sie mit beträchtlichen Gütern, wie er denn überhaupt gegen die Geistlichen sehr freigebig war, obwohl er sich sonst eben nicht als von ihnen abhängig, sondern als Landesherr, der seine Rechte geltend zu machen wußte, benahm.

Man darf es sagen, daß seit Karl dem Großen kein würdigerer Fürst über Deutschland geherrscht habe, als Otto, der mitten unter Kriegen und Unruhen sein edles menschenfreundliches Herz unverdorben behielt. Seine Kriege waren alle gerecht, er suchte sie nicht, aber wenn er zum Besten des Vaterlandes das Schwerdt ziehen mußte, dann that er es immer mit Ehre. Er besaß alle Eigenschaften, die den großen Feldherrn bilden: Unerschrockenheit und Tapferkeit, Standhaftigkeit in den gefährlichsten Lagen, Klugheit, Gegenwart des Geistes, Schnelligkeit in Ausführung wohl überlegter Plane, war zu rechter Zeit strenge, so gütig er sonst war und vergaß gerne ihm zugefügte Beleidigungen. Festes Ausharren bei gefaßten Entschlüßen, Treue in Bündnissen und Freundschaften, Dankbarkeit gegen jeden, der ihm wohl

wollte, sind Tugenden, wodurch Otto sich auszeichnete.

So erschien er öffentlich als Fürst, und so im Zirkel seiner Familie; der beste Vater, Ehemann, Bruder und Sohn, immer gütig und edel. Sein schönes Beispiel verbreitete sich an seinem Hofe, wo Ausschweifungen unbekannte Dinge waren. Es fehlten ihm nur ruhigere und glüklichere Zeiten, so wäre er einer der wohlthätigsten Regenten geworden, die jemals den Thron geziert hätten.

5.

Kaiser Heinrich IV.

Es giebt nicht leicht einen Fürsten, den die Streiche des Unglüks härter getroffen haben, und dem die Bosheit der Menschen größern Jammer zugefügt hat, als dem Kaiser Heinrich IV., daher verdient er es vor vielen andern, in dieser kleinen Gallerie merkwürdiger Männer aus allen Zeitaltern aufgestellt zu werden. Nicht genug, daß er in seinem Leben keine Ruhe hatte, auch noch nach dem Tode verfolgte man ihn.

Er war ein Sohn Kaiser Heinrichs III. und wurde zu Goslar im Jahr 1050 geboren. Im sechsten Jahr seines Lebens verlohr er sei-

nen Vater, und war ganz der Sorgfalt seiner Mutter Agnes überlassen, die auch während seiner Minderjährigkeit regierte. Diese Vormundschaft verdroß viele Große, besonders den Erzbischoff Hanno von Köln, der mit einigen andern den schändlichen Anschlag faßte, den jungen Prinzen seiner Mutter zu entführen, mit dem sie eben zu Kaiserswerth am Rhein sich befand. Hanno beredete den Kleinen zu einer Spazierfahrt auf dem Wasser, aber kaum hatte dieser das Schiff bestiegen, so merkte er Verrätherei, sprang in den Rhein, wurde gerettet, nach Köln gebracht, und so aus den Händen seiner Mutter in die der Bischöffe geworfen. Als er vierzehn Jahre alt war, fieng er an, selber zu regieren, oder er überließ vielmehr die Regierung seinem Hofmeister Adelbert Bischoff von Bremen, der ihn durch Schmeicheleien verdorben, und durch Nachgiebigkeit gegen früh erwachte Leidenschaften sich zu seinem Liebling gemacht hatte. Von ihm sog Heinrich die Grundsätze ein: daß jungen Prinzen alles, was sie wollten, erlaubt sei, daß ein Kaiser unumschränkt herrschen, und die kleinern Fürsten nicht achten müße, — Grundsätze, die zwar dem Zögling angenehm, aber in der Folge eine reiche Quelle seines Unglüks wurden. Denn er machte sich durch

deren Ausübung Geistliche und Weltliche zu Feinden.

Der erste Sturm brach gegen ihn aus, als er sich Sachsen und Thüringen unterwerfen wollte, und bei dieser Gelegenheit dem Erzbischoff von Mainz den Zehenten in Thüringen zusprach. Die Aebte von Fulda und Hirschfeld wollten nach Rom appelliren, und Heinrich drohte, sie, wenn sie diesen Schritt wagen würden, nicht nur hinrichten zu lassen, sondern auch ihre Güter so zu verwüsten, daß die Spuren ewig bleiben sollten. Diese Drohung veranlaßte einen mächtigen Bund gegen ihn, durch den er in die größten Gefahren kam, und ohne etwas auszurichten, seinen Plan aufgeben mußte. Kaum war diese Geschichte zu Ende, so begann eine noch bedenklichere. Der Kardinal Hildebrand bestieg unter dem Namen Gregors VII. den päbstlichen Stuhl ohne kaiserliche Genehmigung. Heinrich ließ ihm darüber sein Befremden zu erkennen geben, und Gregor war schlau genug, es abzubitten und dadurch den Kaiser so zu täuschen, daß er die Einweihung vor sich gehen ließ. Jezt verwandelte sich der Pabst plözlich in des Kaisers erbittertsten Feind und beschloß, die geistliche Gewalt auf Unkosten der weltlichen zu ihrer höchsten Höhe zu brin-

gen, und unter seiner Leitung kam es bereits so weit, daß die Fürsten, weil gegen Heinrich ausserordentliche Klagen, besonders von den Sachsen einliefen, beschlossen, ihn des Thrones für verlustig zu erklären, und den Herzog Rudolph von Schwaben statt seiner zum Kaiser zu wählen. Dieser klagte ihn eines Meuchelmords an, den er gegen ihn habe ausführen lassen wollen, — die Sachsen griefen zu den Waffen und verlangten einen neuen Kaiser, und Heinrich mußte sich wehren. Er siegte zwar, allein wenn schon ein Friede erfolgte, so war er doch zu entehrend, als daß Heinrich daran dachte, ihn zu halten. Mittlerweile wurde die Spannung zwischen ihm und dem Pabst immer ärger, denn jeder von ihnen wollte über den andern die oberste Gewalt erhalten. Gregor verbot die Vergebung der geistlichen Stellen durch weltliche Fürsten, und führte die Ehelosigkeit der Priester ein; beides wolle der Kaiser nicht zugeben und hoffte, wenn nur erst die Sachsen gedemüthigt seyn würden, mit dem Pabst wohl fertig zu werden, aber er betrog sich. Zwar unterlagen die Sachsen, — zwar war von keiner Absetzung des Kaisers mehr die Rede, vielmehr versprachen ihm die Fürsten, wenn er sterben würde, keinen andern, als seinen

ältesten Prinzen, Konrad, zu erwählen, — Gregor zernichtete alles. Er ließ den Kaiser bei Strafe des Bannes auffordern, nach Rom zu kommen, um sich wegen vieler ihm angeschuldigten Verbrechen zu verantworten. Dieß erbitterte diesen dergestalt, daß er im Jahr 1076 den Pabst auf einem Reichstag zu Worms förmlich absetzen ließ, und ihm dieses selbst berichtete. Gregor bekümmerte sich darum nicht, sondern that den Kaiser sogleich in den Bann und mit ihm mehrere Erzbischöffe und Bischöffe. In der Bannformel kam unter anderm folgendes vor: „Im Namen des allmächtigen Gottes untersage ich dem Kaiser Heinrich, „Sohn des Kaisers Heinrich, der sich „gegen die Kirche mit unerhörtem „Hochmuth aufgelehnt hat, die Regierung des deutschen und italienischen Reichs, und spreche alle Christen von dem Eide los, den sie ihm „geleistet haben, oder noch leisten „werden. Ich verbiete, daß ihm jemand als König diene, und statt „des heiligen Petrus belege ich ihn „mit dem Bannfluch, so, daß alle „Völker der Erde erfahren sollen, „daß Petrus der Fels sei, auf den

„der Sohn Gottes seine Kirche ge„baut habe.“

Wäre Heinrich plözlich mit einer bedeutenden Macht nach Italien gezogen, und hätte seine Absetzung des Pabstes mit Gewalt durchgesezt, — hätte er die deutschen Bischöffe, die über die päbstliche Frechheit erstaunten, an sich gezogen, so wäre es vielleicht besser gegangen. Er that es nicht und sah ruhig zu, wie die deutschen Fürsten einer nach dem andern von ihm abfielen, der Aufruhr in Sachsen neuerdings ausbrach, und auch in Italien alles bunt durch einander gieng. In dieser Noth blieb ihm nichts übrig, als zu versuchen, den Pabst zu besänftigen, es koste auch was es wolle. Er reiste im tiefsten Winter nach Italien, und kam in das feste Schloß Canossa. Hier mußte er in ein härenes Bußhemd gehüllt, drei Tage lang im Hof stehen, und noch wäre Heinrich vielleicht nicht vor den Pabst gelassen worden, wenn er nicht dessen geliebter Gräfin Mathildis zu Füßen gefallen wäre und sie um ihre Fürsprache gebeten hätte. Endlich am vierten Tage sprach ihn zwar Gregor vom Bann los, doch unter der Bedingung, daß der Kaiser seine Streitigkeiten mit den Reichsfürsten seinem

Ausspruch überlassen, und bis dahin sich der Regierung nicht anmaßen sollte.

In diesen Verwirrungen sank das Ansehen des deutschen Reichs tief herab, aber die Italiener bedauerten den Kaiser und hiengen ihm an, daher bekam er wieder Muth, wollte die Bedingungen nicht halten, die er dem Pabst versprochen hatte, und that bewaffnete Schritte gegen ihn. In Deutschland erwartete man den Pabst und den Kaiser vergebens, jener konnte nicht kommen, dieser wollte nicht, daher versammelten sich die Fürsten und wählten Rudolphen von Schwaben zum Kaiser. Jezt mußte Heinrich auch hier Krieg führen, darüber kam er zum zweitenmal in den Bann, das jedoch Gregorn keine Vortheile brachte, indem die Deutschen nothwendig entrüstet werden mußten, daß er so mit Kaisern spiele. Neun und vierzig Bischöffe thaten den entscheidenden Schritt, sezten den Pabst ab, und erwählten Clemens III.

In einer Schlacht gegen die Sachsen fiel der Gegenkaiser Rudolph und der Muth der Empörer sank, aber dagegen gieng es in Italien wieder widrig, und ein neuer Gegenkaiser stund in der Person des Grafen Hermanns von Luxemburg auf, der zwar ein guter, aber etwas schwacher Mann war.

Im Jahr 1083 eroberte Heinrich einen Theil der Stadt Rom und da er sich sehr mäßig bezeugte, versprachen ihm die Römer, Gregor VII. zu zwingen, entweder ihn als Kaiser zu krönen, oder auf die päbstliche Würde Verzicht zu thun. Die Römer machten freilich Versuche, aber Gregor hörte nicht und fuhr fort, seine Bannstralen auszuschleudern, so wie seiner Seits Heinrich die Belagerung fortsezte und im Jahr 1084 Meister der Stadt wurde. Jezt sezte er Klemens III förmlich in seine Würde ein und dieser krönte ihn dafür zum Kaiser. Dies war die schönste Scene in Heinrichs Leben. Er war überall der hochgefeirte und Gregor Gefangener in der Engelsburg; aber kaum gieng er nach Deutschland, so wurde der alte Pabst wieder frei gemacht und neue Unfälle trafen den Kaiser so lange Gregor noch lebte.

Weit gefehlt, daß er selbst nach diesem Glüksfall zur Ruhe gekommen wäre, mußte er noch das drückendste erleben, einen Aufstand seines eigenen Sohnes Konrad, den die Gräfin Mathilde gegen den Vater verhezte, und der Gegenpabst Urban II. zu diesem heillosen Zwek mitwirkte. So übel war Heinrich bei keinem seiner Unfälle daran, denn nicht der Kaiser allein litt, sondern der Vater noch

schmerzlicher. Konrad, das Werkzeug der Rache in Mathildens Hand, spielte seine Rolle nicht lange, denn da man seiner nicht mehr bedurfte, lies man ihn im Jahre 1101 an Gift sterben. Auch Klemens III. starb und Paschalis II. folgte ihm als Gegenpabst Urbans, statt aber auf des Kaisers Seite zu treten, befolgte er die Grundsätze Gregor VII.; Heinrich war wieder im Bann und sein zweiter Sohn Heinrich, so wie vormals Konrad, Empörer gegen ihn. Es entstund aufs neue ein Bürgerkrieg zwischen Vater und Sohn; der Vater mußte sogar entfliehen. Eine Bosheit folgte der andern. Man lokte ihn aus Böhmen, wo er Zuflucht gefunden hatte, — nahm ihn gefangen und er mußte seinem Sohn, Heinrich V., die Regierung abtreten; nicht einmal vom Bann wurde der Arme losgesprochen, ohngeachtet er den Bischoff von Konstanz als päbstlichen Vikar kniend darum gebeten hatte.

Dies war noch nicht der lezte Schlag des Schiksals, der den armen gequälten Kaiser traf. Er mußte sich aufs neue vor seinen Feinden von einem Ort zum andern flüchten. Aus Lüttich verjagte ihn sein Sohn, in Köln ließ man ihn nicht ein und der Bischoff von Speyer schlug ihm eine vakante Pfründe ab, um die

er flehentlich bat. Endlich unterlag der Dulder und nach einer Krankheit von acht Tagen starb er zu Lüttich im August des Jahrs 1106 in einem Alter von sechs und fünfzig Jahren. Kurz vor seinem Ende soll er ausgerufen haben: Gott der Rache, du wirst diesen Vatermord nicht ungerochen lassen! Andere hingegen sagen, er habe seinem Sohn alle Beleidigung vergeben und dies ist wahrscheinlicher.

Weil Heinrich im Bann starb, durfte er nicht in seinem Begräbnis in der Kirche zu Lüttich bleiben, sondern sein Sohn ließ ihn ausgraben und in einem Sarge nach Speyer bringen, wo er über der Erde in einer ungeweihten Kapelle stehen blieb. — So tief waren die Kaiser durch die Priestergewalt gesunken, daß man sie nicht einmal begraben durfte, wenn der geistliche Oberherr zu Rom seinen ungerechten Fluch über sie ausgesprochen hatte. Fünf Jahre lang blieb Heinrich unbegraben liegen, bis erst Heinrich V. den Pabst Paschalis gezwungen hatte, zu gestehen: „daß er nicht ermächtiget sei, einen Kaiser in den Bann zu thun,“ auch versprach er, daß nie ein Kaiser wieder darin kommen sollte, welches Versprechen aber mehrere seiner Nachfolger schnöde übertraten.

Hein-

Heinrich IV. war in der That einer der unglüklichsten Großen, die jemals gelebt haben und ein wahrer Ball, den das Schiksal ewig hin und her warf. Mit geistlichen und weltlichen Fürsten, Gemahlinnen, Söhnen, dem Pabst und der ganzen Klerisei war er in unaufhörlichem Kampf, bald durch den Sieg auf eine Höhe gestellt, die ihm die schönsten Hoffnungen gab und eben so schnelle wieder in den Abgrund hinabgeworfen. Sein größtes Unglük hatte er allzeit Leuten zu danken, die vormals seine Freunde waren, von ihm Gutes empfiengen, aber in der Folge sich von seinen Feinden bestechen und von ihm abwendig machen ließen. Er war ein tapferer und geschikter Heerführer und wenige Schlachten giengen durch seine Schuld verloren. Daß er ein guter Mensch gewesen seyn müße, erhellet daraus, daß er auch gegen Überwundene meistentheils großmüthig war und daß der Krieg sanfte Gefühle in ihm nicht vertilgte, denn er war immer der erste, der sich zur Aussöhnung willig erzeugte. Wer wollte ihm Muth und Kraft absprechen, da er es wagte, die kaiserliche Gewalt gegen die Anmaßungen der Päbste zu vertheidigen, das in seinem Jahrhundert warlich nichts Geringes war? Nur der Aberglaube seiner Zeitgenossen zwang ihn, nach

Canossa zu pilgern und sich vor dem übermüthigen Gregor zu demüthigen.

Heinrich würde weniger Fehler in seinem sittlichen Charakter gehabt haben, wenn er nicht durch Pfaffenerziehung und Schmeichler zu früh verdorben worden wäre.

6.

Kaiser Friedrich I., genannt der Rothbart. (Barbarossa.)

Wenn man weiß, wie vormals die deutschen Kaiser von den Päbsten behandelt wurden, was besonders Heinrich IV. bei seinem Leben und sogar noch nach seinem Tod von diesen Geistlichen zu leiden hatte, — daß eine Zeit war, wo ein gemeiner Mönch sagen durfte: „Wir herrschen vermöge göttlichen Rechts über die Könige und Kaiser," und alles Volk diesen Unsinn glaubte; so muß man sich in der That wundern, wie schon 36 Jahre nach Heinrich ein Mann in Friedrich I. aufstehen konnte, der es wagte, sich diesen Fürsten der Fürsten mit hohem Muth entgegen zu stellen, und man wird ihm den Namen eines großen Mannes nicht versagen können. Friedrichs Leben zeigt uns zwar keinen glänzenden Eroberer, dem eine halbe Welt huldigte, aber einen Mann

von außerordentlichen Talenten und der in jeder Rüksicht die Bewunderung und Achtung der Nachwelt verdient.

Herzog Friedrich von Schwaben war sein Vater, Kaiser Konrad III. sein Vetter, nach dessen Tod er auch zum Thron gelangte. Er war der erste, der Böhmen, nachdem er den polnischen König Boleslav besiegt, zu einem Königreich erhoben hatte, aber sein Hauptaugenmerk zu künftiger Vergrößerung war Italien. — Bei den Bischoffswahlen war, als Friedrich im Jahr 1152 die Krone erhielt, das Ansehen der Kaiser völlig gesunken; er versuchte es wieder herzustellen und wenn die päbstlichen Legaten darein reden wollten, so hies er sie schweigen und nach Hause gehen, wodurch er sich in großes Ansehen sezte. Bald nach seiner Wahl beschloß er, den Mailändern, die sich sehr vieles herausnahmen, zu zeigen, daß er ihr Herr sei. Er ließ einige ihrer Städte, die ihm keinen Gehorsam bezeugen wollten, abbrennen und zerstören, und als er sie so in Furcht gesezt hatte, gieng sein Zug gegen Rom. Weder der Pabst, noch die Römer, wußten, ob Friedrich als Freund, oder als Feind komme; der erstere entfloh daher nach Castellana und erst nachdem die vorläufigen Krönungs-Traktaten beschworen

waren, kam der Pabst zu dem Kaiser in sein Lager. Als der Pabst sich zu Pferd dem Kaiser näherte, vergaß dieser, ihm den Steigbügel zu halten und dies Vergehen schien den Kardinälen so unerhört zu seyn, daß sie voll Furcht nach Castellana zurük eilten. Es entstund darüber großer Streit und Friedrich, um andere Absichten zu erreichen, mußte sich der erniedrigenden Ceremonie unterwerfen. Da die Römer sahen, daß das dem Pabst gelungen war, so forderten sie von Friedrich eine Summe Geldes, wenn er in ihre Stadt eingelassen seyn wollte. Er gab ihnen aber kurz zur Antwort: „Er sei „nicht gekommen, sich Gesetze vorschreiben zu „lassen, sondern Gesetze zu geben; von Ge„fangenen fordere man Geld, nicht aber von „einem von Kriegern begleiteten Kaiser.“

Statt daß die Mailänder dem Kaiser Gehorsam bezeugten, fiengen sie, so bald er wieder nach Deutschland zurük war, neue Verdrüßlichkeiten an, machten Bündnisse mit Städten, die nicht gut kaiserlich gesinnt waren und plagten andere, die es waren. Dies veranlaßte Friedrichs zweiten Zug nach Italien, um so mehr, da auch eine neue Zwistigkeit mit dem Pabst Hadrian IV. eintrat, der sehr gerne die deutsche Krone für ein römisches Le-

hen angesehen hätte, dem aber die Bischöffe männlich antworteten: „Unserm Vater (dem „Pabst) erweisen wir alle schuldige Ehrerbie„tung, aber unsre freie Krone des Reichs „schreiben wir blos einer göttlichen Wohlthat „zu. Dem Pabst gebührt die Krönung des „Kaisers, was über diese hinausgeht, ist über„flüssig und kommt vom Bösen.“ Der neue Feldzug geschah im Jahr 1158. Mailand mußte sich ergeben, seine Konsuln, der Adel und die Freyen mußten barfuß und mit Schwerdtern auf dem Nacken, die übrigen mit Stricken um den Hals erscheinen und den Kaiser um Gnade bitten; andere Städte zahlten Kontributionen und stellten Geißeln. Bei dieser Gelegenheit ließ Friedrich auch festsetzen, was für Rechte ein Kaiser in Italien haben und wie das Benehmen des Pabstes gegen ihn seyn sollte, welches um so nöthiger war, als der ohnehin erzürnte Pabst gedroht hatte: „Der „Kaiser solle sich nicht Dinge anmaßen, wozu „er kein Recht habe, wenn er nicht auch sol„che verlieren wolle, wozu er berechtigt sei.“ Friedrich ließ sich das nicht umsonst gesagt seyn und antwortete darauf: „Er habe die „Reichskrone und Würde von seinen Vorfah„ren, die Kirche aber alles, was sie besitze, „von der Freigebigkeit der Fürsten.“ Man

sah schon im Geist eine Trennung der Kirche und des Reichs voraus und bejammerte die Folgen, die es haben würde, denn der Pabst wollte dem Kaiser keine Macht in Rom zugestehen und der Kaiser nicht auf sie Verzicht leisten.

Während dieser Streitigkeiten starb der Pabst Hadrian IV. und die Kardinäle theilten sich in zwei Partheien, deren eine Alexander III., die andere Viktor III. erwählten. Der Kaiser berief ein Konzilium zusammen, um die beiderseitigen Ansprüche zu untersuchen und durch die versammelten Bischöffe entscheiden zu lassen. Alexander protestirte dagegen und that den Kaiser samt allen seinen Anhängern in den Bann, auch sprach er alle dessen Unterthanen vom Gehorsam gegen ihn los, Viktor hingegen wurde dafür als rechtmäßiger Pabst anerkannt. Friedrich bekümmerte sich nicht viel um den Bann des Gegenpabstes, sondern gieng seinen einmal betretenen Weg ruhig fort, auch ließ er Mailand, das neuerdings treulos an ihm gehandelt hatte, von Grund aus zerstören, so, daß nichts als die Kirchen stehen blieben; aber eben durch diese Härte schadete er sich und sein Glük fieng an, rükwärts zu gehen, welches er vielleicht hätte hindern können, wenn er sich nach Viktors

Tod mit dem Pabst Alexander ausgesöhnt und die Wahl Paschalis III. gehindert hätte. Er that es nicht, erbitterte die ohnehin unglüklichen Mailänder durch unerhörte Abgaben und andern Druk, so daß sie überall bemitleidet wurden und Anhang bekamen, wie denn auch die Partheiwuth der Welfen (oder der Baiern und Gegner der Kaiser) und der Gibellinen (Anhänger des kaiserlich schwäbischen Hauses) immer stärker wurde. Friedrich mußte zum drittenmal nach Italien und dann noch dreimal seine Züge wiederholen. Dieser dritte Zug war um deßwillen sehr unglüklich, weil eine ansteckende Seuche unter dem kaiserlichen Heer einrieß und innerhalb sieben Tagen die meisten Fürsten und den größten Theil gemeiner Leute wegrieß, auch trafen ihn noch andere Unfälle, die seine schönsten Entwürfe zerstörten und wäre er nicht verkleidet nach Deutschland entflohen, so wäre es wahrscheinlich um sein Leben geschehen gewesen. In seiner Abwesenheit waren auch hier Unruhen ausgebrochen, aber sein Muth, sein Ansehen und sein nachdrüklicher Ernst dämmte sie; die Italiener aber konnte er nicht ganz bezwingen, im Gegentheil mußte er den aufrührischen Städten in der Lombardei, die durch ihren ausgebreiteten

Handel reich geworden waren, zulezt gar nachgeben.

Im Jahr 1187 kam die unerwartete Nachricht, daß der Sultan Saladin die Stadt Jerusalem nebst dem größten Theil des umliegenden Landes erobert habe. Der päbstliche Hof ließ daher gleich einen Kreuzzug predigen und der ritterlich gesinnte Friedrich glaubte, sein Leben nicht größer verherrlichen zu können, als wenn er an dem Zug ins gelobte Land Theil nehme. Das Heer welches diesmal abgieng, soll hundert und fünfzigtausend Mann stark gewesen seyn. Es gieng durch Ungarn und Bulgarien alles recht gut, denn Friedrich hatte einen Fehler vermieden, den man früher durch das Mitnehmen vieles Gesindels, das nur raubte und plünderte, überall, wo es durchzog, gegen sich empörte; aber bei den Griechen fand man Hindernisse. Indessen glükte es dem Kaiser, Philippopel, Adrianopel und andere Städte zu erobern und so sich und sein Heer in Respekt zu setzen. Ja, er würde auch den Siz des Kaiserthums, Konstantinopel, in seine Gewalt bekommen haben, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre.

In diesem Kreuzzug endete Friedrich sein Leben. Nach einigen Schriftstellern wollte er

sich zur Erfrischung in dem Fluß Seleph baden und ertrank, oder kam wenigstens so erstarrt heraus, daß er wenige Stunden darauf starb. Nach andern überstieg er mit seinem Heer einen steilen Berg, an dessen Fuß ein Fluß vorbei lief. Bei dieser Gelegenheit soll sein Pferd gestolpert und ihn in den Fluß geworfen haben, wo er seinen Tod fand. Der Tag, an dem dieses geschah, war der zehnte Junius im Jahr 1190.

Friedrich war in allem Betracht ein merkwürdiger Fürst. Hätte er die Geistlichkeit mehr bereichert, als er that, so würde er wahrscheinlich den Namen „des Großen" erhalten haben, mit welcher Benennung sie eben nicht zu karg war. Er war entschlossen, freimüthig, unerschrocken und doch vorsichtig, gnädig und freigebig. Er unternahm alles, um das kaiserliche Ansehen — besonders in Italien — wieder zu Ehren zu bringen. Aus den verwickeltsten Umständen wußte er sich durch seine große Geistesgegenwart heraus zu winden; leicht vergab er, wenn man gegen ihn gemachte Fehler bereute; aber er war unerbittlich, wenn man ihn durch Bosheit und Widersezlichkeit reizte. Den Dürftigen und Nothleidenden half er gerne und willig; seine Handlungen in Italien, besonders gegen die Mailänder, können

zwar gegen den Vorwurf der Grausamkeit nicht ganz gerechtfertigt werden, nur darf man nicht vergessen, daß er sehr gereizt wurde und ein feuriges Temperament freilich das, was es thut, nicht allezeit scharf abwiegt.

Am wenigsten zu entschuldigen ist sein Betragen gegen den Herzog Heinrich den Löwen, wovon wir in dessen Lebensgeschichte mehr hören werden. Sonst ist Friedrich einer derjenigen deutschen Kaiser, die man zu den allervorzüglichsten ohne Bedenken zählen darf.

7.

Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Baiern.

Kein Fürst Deutschlands übertrift Heinrich den Löwen an Ruhm, wenige sind es, die ihm gleich kommen. Heinrich der Großmüthige war sein Vater, dem er im Jahr 1129 gebohren wurde. Er wurde frühzeitig in allem unterrichtet, was man damals lernen konnte, besser freilich in der Kriegskunst, als in der Religion, die mit Aberglauben und Pfaffenkram überzogen war, und in den Wissenschaften, die wenig kultivirt waren. Noch war der Prinz nicht völlig zehn Jahre alt,

als sein Vater starb und mächtige Feinde seinem Lande Verderben drohten. Zwei Frauen wurden seine Vormünderinnen, seine Mutter Gertraud und Richenza, die Wittwe des Kaisers Lothar. Richenza gewann ihm die Sachsen und Welf, sein Onkel, schüzte seine Ansprüche auf Baiern, die er jedoch aufgeben mußte, als seine Mutter den Markgrafen Heinrich, einen Stiefbruder des Kaisers Konrad, heirathete.

Unter diesen und andern Vorfällen wuchs Heinrich der Löwe auf, und da seine Mutter im Jahr 1143 starb, suchte er seine Ansprüche an Baiern wieder hervor, und trat deßhalb, neunzehn Jahre alt, in einer Fürstenversammlung zu Frankfurt 1147 öffentlich auf, womit man ihn aber zur Gedult verwies, bis der Kaiser aus dem gelobten Land wieder zurükkommen würde. Er ließ es sich gefallen, und zog indessen gegen die Wenden, welche Meklenburg und Pommern besaßen, zu Felde, die man dem Christenthum mit dem Schwerdt in der Faust zuführen wollte, war glüklich und sezte sich bald in den Ruf eines trefflichen Helden. Im Jahr 1148 demüthigte er die Dietmarsen, und 1148 kam Kaiser Konrad in traurigen Umständen aus dem Orient zurük. Heinrich forderte nun Baiern

als sein väterliches Erbtheil, und da man es ihm abschlug, so beschloß er, es zu erobern. Kaum war er nach Schwaben gekommen, um in Baiern einzubrechen, so grief Konrad Braunschweig an, um Heinrichs Abwesenheit zu nützen, aber plözlich war dieser im tiefen Winter dort, verjagte den Kaiser, und mit Schande mußte er vor dem ein und zwanzigjährigen Jüngling abziehen.

Konrad starb im Jahr 1152, Herzog Friedrich von Schwaben bestieg den Kaiserthron und bewarb sich um Heinrichs Freundschaft, dem dieß viele Vortheile gewährte, besonders da er durch sie wirklich zum Besiz von Baiern gelangte, der ihm auf einem Reichstag zu Goslar 1154 förmlich zugesprochen wurde. Zur Dankbarkeit folgte Heinrich dem Kaiser auf seinem Zug zur Krönung nach Rom, weil damals die deutschen Könige erst dann wirklich Kaiser hießen, wenn der Pabst sie gekrönt hatte. Gewöhnlich mußten sie sich aber den Weg nach Italien mit dem Schwerdt bahnen, welches auch dießmal der Fall war. Heinrich zeichnete sich bei allen Gelegenheiten aus, wofür ihm Friedrich immer mehr ergeben wurde, so daß jener endlich 1156 das Herzogthum Baiern, über welches noch immer Streit obwaltete, in Ruhe sein nennen konn-

te, und so ward er Herzog von Sachsen und Baiern. Jezt suchte er seine Länder so blühend und nuzbar, als möglich, zu machen. Die Harz-Bergwerke gaben reiche Ausbeute, die Bevölkerung seiner Staaten innere Stärke und Achtung von aussen, Macht und Ansehen. Heinrich wurde so groß, als kein König seiner Zeit war, darum erhielt er wahrscheinlich den Namen des Löwen, mit welcher Benennung man immer die Begriffe von Macht, Stärke und Größe verbindet. Er baute die Stadt Lübeck neu, verschaffte ihr große Handelsvortheile, und so dankt auch München dem Herzog den Anfang seiner Schönheit und Wohlhabenheit.

Indessen Heinrich so mit dem Wohl seiner Länder beschäfftigt war, rief ihn der Kaiser im Jahr 1159 wieder nach Italien, wo er Unruhen zu dämpfen und sein Ansehen wieder herzustellen hatte. Anfangs gieng alles gut, aber in Kurzem kehrte das Glük Friedrichen den Rücken, und zu allen Übeln, die ihn umfiengen, kam noch ein Mißverständniß zwischen ihm und Heinrich, welches die erste Gelegenheit zu ihren nachherigen wirklichen Uneinigkeiten gab, und wahrscheinlich seine frühere Abreise aus Italien beschleunigte. Heinrich bekämpfte aufs neue die

Slaven, sezte Bischöffe ab und ein, das kein anderer Fürst wagte, beförderte Handlung, Landeskultur und Industrie, baute neue Dörfer, und gab den Ländern jenseits der Elbe eine ganz veränderte Gestalt.

Es wäre beinahe ein Wunder gewesen, wenn Heinrichs täglich steigende Größe nicht den Neid anderer Fürsten erregt hätte. So lange der Kaiser in Deutschland war, wagte man sich nicht an ihn, aber da man ihn in Italien wußte, entspann sich eine Kabale gegen ihn, die seinen Untergang drohte. Bischöffe, Erzbischöffe und Fürsten verbanden sich, ihn zu stürzen; alles zitterte, nur der Löwe nicht. Im Winter des Jahrs 1166 fielen ihn seine Feinde an, fanden ihn aber nicht unvorbereitet. Er stund auf in seinem Grimm, jagte sie auseinander, trug den Krieg in ihre eigenen Länder, und vor ihm, dem schwer Beleidigten, giengen Verheerung und Elend, bis er endlich im Glanz des Siegers dastund. Aber die Mißhelligkeiten mit dem Kaiser vermehrten sich, besonders als während Heinrichs Abwesenheit im gelobten Lande, wohin er aus frommer Schwärmerei eine Wallfahrt gemacht hatte, Friedrich tückisch gegen ihn handelte, und weil er hoffte, der Herzog werde nicht wieder kommen, sich auf

diesen Fall alle Festungen und Städte in Sachsen zusichern ließ. Heinrich kam aber gesund und frisch wieder, und wurde über das Betragen des Kaisers äusserst erbittert, um so mehr, als er sich der treuen Dienste erinnerte, die er ihm erwiesen hatte. Demohngeachtet begleitete er ihn auf seinem fünften Zug nach Italien, und dieser führt uns auf die traurige Periode in Heinrichs Leben.

Er verließ Italien mit Vorwissen des Kaisers, der mehrere Völker nach Deutschland entließ, als die Welschen ruhig zu seyn versprochen hatten; aber sie fiengen nach jener Entfernung ihre Meutereien aufs neue wieder an. Friedrich berief sie samt dem Herzog wieder zurük und dieser weigerte sich, zu kommen, troz allem Bitten und Flehen des Kaisers. Nun war die Erbitterung beider gegen einander entschieden; alles was dem Herzog feind war, erhob aufs neue sein Haupt, der Krieg brach aufs neue gegen ihn los. Heinrich beklagte sich bei dem Kaiser nach seiner Rükkunft in Deutschland und — fand kein Gehör, im Gegentheil forderte man ihn vor den Reichstag zu Wirzburg im Jahr 1179, um sich gegen verschiedene Vorwürfe, die man ihm machte, zu vertheidigen. Er erschien nicht, weil er keine Gerechtigkeit erwartete und eben so wenig

auf einer Versammlung zu Magdeburg, wo ihn Friedrich selbst anklagte, er habe ihm nach Krone und Leben gestrebt. Endlich zu Goslar wurde der edle Heinrich verdammt: „aller „seiner Ehren und Würden entsezt, seine Län„der beraubt und in die Reichsacht erklärt zu „werden.“ Alle Vertheidigungen waren fruchtlos; fast ganz Deutschland zog zü seiner Unterdrückung aus. Heinrich schlug mehrere seiner Feinde mit unbeschreiblichem Heldenmuth, aber je glüklicher er zu seyn schien, desto mehr verfolgte ihn das Unglük. Freunde verließen, Feinde umringten ihn; seine Länder verlor er größtentheils; auf einem Schifferkahn mußte er sich ganz allein nach Stade retten und endlich den erzürnten Kaiser um Versöhnung anflehen, da schlechterdings eine andere Rettung nicht möglich war, zulezt mußte er gar sich zu einem Fußfall vor demselben entschließen und sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Diese Schläge des Unglüks rührten den Kaiser und ohne die Feinde Heinrichs würde er ihn wohl wieder emporgehoben haben; allein Friedrich durfte jezt nicht und der unglükliche Herzog mußte sich zu einem drückenden Vergleich verstehen; Braunschweig und Lüneburg mit ihren Bezirken waren das einzige, was man ihm ließ. Zudem mußte er eidlich versprechen, Deutschland

land drei Jahre lang zu verlassen und ohne Erlaubniß des Kaisers nicht zurük zu kehren. Er wandte sich nach England und that dann die zweite religiöse Reise zum Grabe des heiligen Jakob von Compostell in Spanien, und genoß allenthalben die Ehrfurcht und Bewunderung, die seiner Größe und seinem Unglük gebührten. Während seiner Abwesenheit wurde nichts versäumt, ihn wieder in seine vorige Macht einzusetzen und das Glük begann ihm wieder freundlich zu lächeln. Der König von England gewann Heinrichs ehemaligen erbittertsten Feind, den Erzbischoff von Köln und brachte ihn gegen den Kaiser auf. Dieser neue Freund warb für Heinrich nun den Pabst und mehrere deutsche Fürsten; der Vertriebene durfte zurükkommen und wieder in Braunschweig wohnen, indessen der Kaiser nach und nach in die gefährlichste Lage gesezt wurde. Dieser zu entrinnen unternahm derselbe einen neuen Kreuzzug nach Palästina und damit er von Heinrich nichts zu fürchten haben möchte, versprach er ihm den Besiz aller seiner Länder wieder, wenn er ihn begleiten würde. Heinrich entschuldigte sich mit herannahendem Alter, verlornen Kräften u. s. w. und gieng lieber noch einmal in die Verweisung, als daß er sich zum ersten Bedienten seines Feindes erniedrigt hätte.

Der Kaiser Friedrich kam in Palästina um und der gedrükte Heinrich athmete wieder freier. Er kam im Herbst des Jahrs 1189 wieder nach Deutschland, bemächtigte sich rasch der Grafschaft Stade, gieng über die Elbe und in wenigen Wochen hatte er wieder einen bedeutenden Theil seiner vormaligen Herrschaft im Besiz. Glük sammelt gemeiniglich Freunde und so lief Heinrichen auf einmal ein großer Theil derer wieder zu, die ihn vor wenigen Jahren boshaft verlassen hatten, so daß endlich der neue Kaiser, Heinrich VI., eine Aussöhnung herzlich wünschte, die dem Herzog eben so willkommen seyn mußte, weil er wohl einsah, daß es schwer seyn würde, alles, was er verloren hatte, durch die Waffen wieder zu gewinnen und daß er das Bessere von der Zeit abwarten müsse. Diese Zeit kam auch; es gelang seinem Sohn, den Pabst Cölestin III. zu gewinnen und dieser krönte den Kaiser nicht eher, als bis er versprochen hatte: „dem Herzog Heinrich dem Löwen alle „seine geraubte Provinzen wieder zu verschaf„fen und ihn in seinen vorigen Glanz wieder „einzusetzen.“ Der Kaiser, der dieß Versprechen nur aus Zwang gethan hatte, hielt nicht Wort und der alte Heinrich sah sich in neue Fehden gewprfen. Bald lachte ihm die

Sonne des Glüks, bald stund er wieder an einem Abgrund, der ihn zu verschlingen drohte, zulezt mußte er sich in sein Schiksal ergeben, das ihm zwar Ruhe gab, aber auch nur die Hoffnung ließ, daß seine Nachkommen wieder dahin kommen würden, wo er selbst einmal gewesen war.

Heinrich verschönerte nun Braunschweig, das er sehr liebte, immer mehr, unterhielt sich mit Lesung alter Chroniken, und bereitete sich allmählig zu seinem Ausgang aus der Welt, in der er so abwechselnde Schiksale erfahren, so manche Beschwerden ertragen hatte. Endlich fand er die Ruhe im Grabe, indem er nach einem kurzen Krankenlager am sechsten August des Jahrs 1195 starb. Sein Ende war wie sein Leben, — standhaft und ohne Zagen. Er handelte beständig mit ernster Strenge und Hoheit der Seele, unwandelbar, gerecht, und verläugnete nie seinen Edelmuth. Welch ein Held er war, das zeigt sein Leben, und nie riß ihn Troz und Tollkühnheit über die Grenzen der weisen Vorsicht. Selbst in seiner Demüthigung vor dem Kaiser Friedrich, die damals das einzige Mittel war, sich vom völligen Verderben zu retten, erscheint er grösser, als sein Feind. Nicht als wäre er gefähr-

lich gewesen, griefen ihn geistliche und weltliche Fürsten an, sondern weil sie den großen Mann um seine Größe beneideten, und ihre Bosheit keine Ruhe hatte, als bis er gestürzt war. Bei ihm traf ein, was Götz von Berlichingen *) sagt: „Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird „in ihre Netze fallen.“ Hätte auch er wie seine Feinde gedacht, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, Empörungen gegen den Kaiser zu erregen und sich auf den Thron zu schwingen, aber Heinrich war zu groß, das zu verletzen, was er für Pflicht hielt.

Sonderbar ist es, daß eben das Hauß, das so gewaltig für des Herzogs Unterdrückung strebte, so traurig untergieng. Von Kaiser Friedrich I. an, starben alle nachfolgenden Fürsten desselben eines gewaltsamen Todes, und der lezte Zweig des Stammes, Prinz Conradin von Schwaben, zu Neapel auf dem Blutgerüste, indessen Heinrichs Geschlecht Jahrhunderte fortblühte.

---

*) Am Schluß der lezten Scene des Schauspiels dieses Namens.

8.

Rudolph von Habsburg.

Rudolph I. war ein Sohn Alberts des Weisen, Grafens von Habsburg, und am ersten Mai des Jahrs 1218 in der Schweitz geboren. Er wurde am Hofe Kaiser Friedrichs II. erzogen, und in allen ritterlichen Übungen unterrichtet. Da die ihm angestammten Güter nicht sehr beträchtlich waren, so behalf er sich, wie andere Edelleute seines Zeitalters, mit Gewaltthätigkeiten und Räubereien, und gab es irgendwo Krieg, so war Rudolph nicht ferne. Durch den Tod seines Onkels, Hartmanns Grafen zu Kyburg, rc. erbte er so viele Güter, daß er nun auf einmal zu den Reichern und Mächtigern gehörte, und ganz gegen alle sein Erwarten am 30ten September des Jahrs 1273 von den Kurfürsten zum römischen König gewählt wurde. Bald darauf zog er, begleitet von dem helvetischen und schwäbischen Adel, nach Aachen, um sich krönen zu lassen. Dem Pabst Gregor X. versprach er einen Zug ins gelobte Land, wofür ihn dieser als Kaiser erkannte, allein da der Pabst nicht lange hernach starb, hielt sich Rudolph seines Versprechens entledigt.

Kaum hatte er den Thron bestiegen, als er schon mit dem König Ottokar von Böhmen in Händel gerieth, weil dieser ihn nicht als Kaiser erkennen wollte, er mußte sich also entschliessen, ihn mit den Waffen dazu zu zwingen. Nur einer ausserordentlichen Begünstigung des Glüks hatte es Rudolph zu danken, sonst hätte es leicht einen übeln Ausgang für ihn nehmen können. Er wurde von den Fürsten des Reichs, für das er doch den Krieg führte, schlecht unterstützt, und daher kann es, wie man erzählt, wohl wahr seyn, daß er, als seine Räthe ihn fragten: wovon er eine Armee bezahlen wolle? antwortete: „Gold „und Silber habe ich nicht, und an nicht „gangbarer Münze führe ich ohngefähr noch „fünf Solidos *) bei mir.“ Nachdem aber der Schritt einmal geschehen war, fand Rudolph bald Anhänger, auch war der Krieg zeitig geendet. Der Kaiser gieng auf einer Schiffbrücke über die Donau — der allerersten, die man sah, zum allgemeinen Erstaunen; Ottokar glaubte nichts gegen ihn ausrichten zu können, trat Österreich, Steiermark, Kärnthen und Krain ab, und ließ sich mit Böhmen und Mähren belehnen. Bei dieser Belehnung

*) Ohngefähr zehn Kreutzer Reichsmünze.

Rudolph von Habsburg

Rudolph von Habsburg belehnt den König Ottokar mit Böhmen und Mähren.

ereignete sich ein Vorfall, der Rudolphen nicht lange in Ruhe ließ. Ottokar kam mit großer Pracht angezogen, der Kaiser aber blieb bei dem Lehensakt in dem nemlichen grauen Rock, den jener oft verspottet hatte. Der böhmische König glaubte, die Belehnung werde gar geheim in einem Zelt vor sich gehen, denn es war doch für einen Fürsten etwas demüthigend, als Vasall vor dem Lehensherrn auf den Knien zu liegen. Im Zelt geschah es zwar, aber im Augenblik der Demüthigung fiel dieses auseinander, und sowohl die deutsche als böhmische Armee konnte sie mit ansehen. Ottokar, dem schon seine Gemahlin Vorwürfe wegen des Friedens gemacht hatte, ärgerte sich sehr über diese Behandlung, schrieb dem Kaiser einen heftigen Brief und der Krieg brach von neuem aus. Am 26ten August 1278 kam es bei Wien zu einer sehr blutigen Schlacht, in der der Sieg lange von einer Seite zur andern schwankte; endlich wurden die Böhmen in die Flucht geschlagen, und ihr König verlor das Leben. Dieser Sieg war für Rudolphen um so glorreicher, als die Reichsfürsten ihn in diesem Krieg noch weniger, als in dem frühern, unterstützt hatten.

Gegen auswärtige Feinde beruhigt, wandte Rudolph nun seine Augen auf die innere

Lage Deutschlands, besonders auf Herstellung der Ruhe und Sicherheit. Er befestigte den Landfrieden und ließ die in großer Menge erbauten Raubschlösser des Adels zerstören. Die Fürsten mußten eidlich versprechen, Beleidigungen nicht mehr durch Gewaltthätigkeiten zu rächen, sondern sich gerichtlicher Mittel zu bedienen, und denen sich mit Nachdruk zu widersetzen, die anders handeln würden. Er reiste selbst in Deutschland herum, saß zu Gericht, hörte die Partheien an, verglich die Fehden, oder dämpfte Unruhen mit Schärfe. Einmal verurtheilte er dreissig räuberische Edelleute, die den Landfrieden gebrochen hatten, zum Tode; einem rebellischen und händelsüchtigen Grafen von Wirtemberg nahm er seine Schlösser, ließ die Mauern seiner Hauptstadt Stuttgart niederreissen und zwang ihn, sich ruhig und friedlich zu halten. Gegen einen gewißen Tile Kolup, (einige nennen ihn Friedrich Holzschuh,) der sich für den verstorbenen Kaiser Friedrich ausgab, von dem die Rede gieng, er sei nicht gestorben, sondern halte sich nur irgendwo heimlich auf und werde wieder öffentlich erscheinen, benahm sich Rudolph nicht mit derjenigen Schonung und Milde, die ihn sonst auszeichnete, denn als dieser sich ihm auf Gnade und Ungnade ergab,

ließ er ihn lebendig verbrennen. Auch gegen das Stift St. Gallen verfuhr er nicht mit seiner sonst gewohnten Gerechtigkeit, weil es sich seinem Plan, die Macht seines Hauses zu vergrößern und es zum ersten von Europa zu machen, nicht fügen wollte.

Im Jahr 1291 hielt Rudolph einen Reichstag zu Frankfurt, um seinen Sohn Albrecht zum römischen Könige wählen zu lassen, aber gegen alle sein Erwarten giengen ihm die Kurfürsten zu Erfüllung dieses Wunsches nicht entgegen. Sie fürchteten, die aufstrebende Macht des Hauses Habsburg möchte ihnen selbst gefährlich werden, und es könnte aus dem Wahl= ein Erbreich werden. Dieß Benehmen verdroß den Kaiser nicht wenig. Er reiste mißvergnügt aus Frankfurt ins Elsaß und wurde dort krank. Da er glaubte, daß sein Ende nicht ferne sei, wollte er nach Speier reisen, um an dem Begräbnißort seiner Väter zu sterben, erreichte aber diesen Ort nicht, sondern starb zu Germersheim am 15ten Julius des Jahrs 1291. Ausser seinem Sohn Albrecht, Erzherzog von Österreich, und seinem Enkel Johann von Schwaben, hinterließ er keinen männlichen Erben.

Einige haben Rudolphen darüber Vorwürfe gemacht, er habe sich zu wenig um

Italien bekümmert, vielen mächtigen Städten darinn Freiheiten um Geld verkauft und überhaupt auswärtige Völker nicht genug zum Gehorsam angehalten; allein es geschieht ihm zu viel. Rudolph wußte zu gut, wie seine Vorgänger in Italien behandelt wurden; er scheute die Kosten eines solchen Zuges, sah, daß in Deutschland noch genug zu thun sei, und daß erst dieses beruhigt werden müsse, ehe man an auswärtige Reiche denken könne. Er liebte sein Vaterland zu sehr, als daß es ihm nicht die erste Angelegenheit hätte seyn sollen, sein inneres Wohl und Sicherheit zu besorgen, und doch hielt er den größten Theil der Lombardey und Toskana, oder das heutige Toskanische, im Respekt. Hätte er länger gelebt, so würde er gewiß Mittel gefunden haben, die Grenzen des deutschen Reichs zu erweitern.

Rudolph ist der Stammvater des bis jezt blühenden österreichischen Hauses. Wenige Völker kannten vor ihm diesen Stamm, und unter seinen Nachkommen trieb er so weit sich verbreitende Äste. Unter ihm kam der Gebrauch der deutschen Sprache in Gesetzen und öffentlichen Urkunden mehr, als zuvor, auf *) und daß

*) Das erste öffentliche Dokument in deutscher Sprache ist der Reichsabschied vom Jahr 1235 gewesen.

unter ihm die Schiffbrücken erfunden worden seyen, wurde bereits oben erwähnt. Sein Herz war so rechtschaffen, daß die Nation von einem, der sein gegebenes Wort nicht hielt, zu sagen pflegte: Er hat Rudolphs Redlichkeit nicht. — Er hat Deutschland die Ruhe hinterlassen, aber leider hörte sie nach seinem Tod bald wieder auf.

9.

Albrecht der Unartige, Landgraf von Thüringen.

Obwohl es immer angenehmer ist, edle und liebenswürdige Charaktere zur Bewunderung und Nachahmung, besonders dem jugendlichen Alter, aufzustellen, so ist es doch eben so nothwendig, Menschen zu schildern, deren Handlungsweise Mißbilligung verdient, damit man das Gute um so mehr lieben und verehren lerne und durch die Betrachtung der Verirrungen anderer weiser werde.

Albrecht, mit dem Beinamen „der Unartige,“ ein Sohn Heinrichs des Erlauchten, Markgrafs von Meissen, wurde im Jahr 1240 geboren. Er erhielt eine Erziehung, die eines künftigen Regenten würdig war und entsprach Anfangs allen Hoff-

nungen, die man sich von ihm gemacht hatte, aber bald verwandelte er sein gutes Betragen in ein schlimmes. Sein Vater begieng die gutherzige Unvorsichtigkeit, seine Länder mit seinen Söhnen Albrecht und Dietrich zu theilen. Albrecht erhielt Thüringen, Dietrich Landsberg und das sogenannte Osterland zwischen der Elbe, Elster und Mulda mit weniger Ausnahme und das übrige, besonders Meissen, behielt sich der Vater bevor.

Kaum war Albrecht Herr von Thüringen, so regte sich in ihm der Neid gegen seinen Bruder und er wünschte dessen Besitzungen auch zu haben, besonders die Bergwerke von Freiberg, die zwar der Vater für sich behalten, aber auf den Fall seines Todes Dietrichen zugesagt hatte. Beide Brüder ergriefen die Waffen und wurden nur durch den Bischoff von Naumburg einigermassen ausgesöhnt, doch brach die Fehde nach kaum verflossenen sechs Jahren wieder neuerdings aus. Noch war der Friede mit Dietrich nicht recht befestigt, als Albrecht mit seinem zu gütigen Vater Verdrüßlichkeiten anfieng, und hiemit nicht zufrieden, begieng er Beleidigungen gegen seine Gemahlin, die sich mit Grausamkeit und Mord endigten. Er verliebte sich in eine Fräulein Kunigunde von Isen-

berg an seinem Hofe, die weibliche Eitelkeit und Stolz bald seinen Wünschen geneigt machte, bei ihm erst Vernachlässigung und dann sogar Haß gegen die Landgräfin erregte, endlich ihn sogar beredete, die unglükliche Margarethe aus der Welt zu schaffen. Sie gewannen unter großen Versprechungen einen Eseltreiber, der täglich zum Schloß Wartburg bei Eisenach Holz und Wasser führte, die Landgräfin in der Nacht zu ermorden, indem er sich als Gespenst vermummen und so die That begehen sollte. Der Eseltreiber ließ sich gewinnen, Kunigunde öffnete ihm den Weg zu Margarethens Schlafzimmer, aber kaum hatte er es betreten, als ihm die schlummernde Unschuld Reue abnöthigte. Er wekte die Landgräfin durch ein Geräusch, fiel vor ihr auf die Kniee und bekannte die schwarze Verrätherei, die er zu begehen versprochen hatte. Er bat sie, sich zu retten und wollte selbst ihr Begleiter seyn; — eiligst beschloß Margarethe die Flucht, nahm unter tausend Thränen von ihren Kindern Abschied und biß im wüthenden Schmerz den mittleren Prinzen, Friedrich, in den Backen, daher er in der Folge Friedrich mit der gebissenen Wange hieß, und sezte sich in Freiheit vor ihren Verfolgern. Zu Frankfurt am

Main gieng sie in ein Nonnenkloster und verlebte ihre traurigen Tage, bis sie endlich zwei Monate nach ihrer Flucht der Gram tödtete. Jezt vermählte sich der Mörder öffentlich mit Kunigunden, die nun keinen andern Wunsch hatte, als ihrem unehlich gebornen Sohn auf Unkosten der rechtmässigen Kinder die väterlichen Länder zuzuwenden, wozu ihr Gemahl treulich half, so daß sie, der Mißhandlungen müde, zu ihrem Onkel, dem Markgrafen Dietrich giengen, wovon aber der Ältere (Heinrich ohne Land) zeitig starb und nur noch Friedrich und Dietrich übrig blieben. Diese hörten täglich von den Unthaten ihres Vaters, der Art, wie er ihre Mutter behandelt hatte und so konnte es nicht fehlen, daß sich in ihren Seelen eine Bitterkeit festsezte, die in Haß und Verachtung übergieng und mit blutigen Kriegen endete.

Ich kann mich nicht enthalten, dem aufblühenden Jüngling hier die Lehre des frommen Gellert zuzurufen:

Des Lasters Bahn ist anfangs zwar,
Ein breiter Weg durch Auen,
Allein sein Fortgang bringt Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.

Albrecht versagte seinen Söhnen nicht nur allen dereinstigen Antheil an seinen Län-

dern, sondern sogar einen Beitrag zu ihrem Lebensunterhalt, daher sie sich entschlossen, das, was sie in Güte nicht erhalten konnten, durch die Gewalt der Waffen zu erlangen, welchen Entschluß selbst ihr alter Großvater, der diesen Jammer seines Hauses noch erlebte, gut hieß, denn Albrecht fügte diesen Ungerechtigkeiten gegen seine Söhne noch Grausamkeit gegen seine Unterthanen bei, die er der tyrannischen Regierung seiner Günstlinge Preis gab, woraus eine innere Empörung erfolgte, die den Prinzen sehr gelegen kam, indem sie an den Mißvergnügten Theilnehmer an ihrer eigenen Sache fanden. In einem Treffen wurde Friedrich unglüklicherweise gefangen, in einen finstern Thurm geworfen und der Hungertod hätte ihn ohne anderes aufgezehrt, wenn nicht einige mitleidige Hofleute ihm heimlich Speise zugeschikt hätten. Ein ganzes Jahr lang mußte der Unglükliche in seiner Gefangenschaft schmachten, bis endlich einige seiner Getreuen ihn mit Gewalt frei machten. Jezt gieng der Krieg wieder heftiger fort und während desselben starb die Ursächerin desselben, Kunigunde, im Jahr 1286. Gleich nach ihrem Tod wurden Unterhandlungen zwischen dem Vater und den Söhnen versucht und dem

Kaiser Rudolph gelang es, einen Vergleich zu stiften, wodurch die Ruhe gesichert zu seyn schien, allein es währte nicht lange, so ergrief man die Waffen wieder; der Vater wurde nun Gefangener der Söhne, und mußte ihnen bedeutende Vortheile einräumen, um wieder frei zu werden. Kaum war das geschehen, so fieng der Landgraf zum Schaden der Prinzen eine tolle Wirthschaft an; er verkaufte, verschenkte, verschwendete alles, was er nur konnte, damit nach seinem Tod wo möglich nichts übrig bleiben möchte, und dieß reizte die leztern zu neuem Groll, weil sie wohl einsahen, daß es nur ihnen galt, besonders da ihr Vater jezt zum drittenmal heirathete. Alle Vergleiche waren so gut als nicht geschlossen, denn Albrecht brach sie alle und jezt machte er seinen Söhnen vollends den schlimmsten Streich; er verkaufte Thüringen an den neuen Kaiser, Adolph von Nassau, obwohl er heilig versprochen hatte, daß er nichts mehr weggeben wollte, aber weil er dachte, seine Söhne würden sich das nicht gefallen lassen, so gab es ihm die beste Gelegenheit, ihnen den Kaiser zum Feind zu machen. Wirklich entstund auch ein heftiger Krieg, ärger als die vorhergehenden, dem aber Albrecht vom Schloß Wartburg herab

ruhig

ruhig zusah. Man sengte, brennte und plünderte, so daß es schien, das Land rings umher werde zur Einöde werden müssen. Raub, Mord und jede Ausgelassenheit folgten unaufhörlich auf einander. Man beraubte die Kirchen, schändete die Nonnen, mißhandelte die Priester, verjagte die Landleute und zündete die Schlösser des Adels an. Unter dem Schein, einen Vergleich zu stiften, lokte man den Prinzen Friedrich nach Altenburg und über der Tafel bei dem Kaiser überfielen ihn Meuchelmörder, vor denen er sich nur durch schleunige Flucht rettete. Da der Kaiser nach dem Rhein eilen mußte, wo der Herzog Albrecht von Österreich gegen ihn Krieg führte, so waren Friedrich und Dietrich so glüklich, alles wieder zu erobern, was sie verloren hatten, und da überdieß der Kaiser Adolph im Jahr 1298 in einer Schlacht getödtet wurde, so schöpften sie neue Hoffnung und erweiterten von Tag zu Tag ihre Eroberungen.

Albrecht, der Landgraf, war nun sechzig Jahre alt und durch jugendliche Ausschweifungen geschwächt, von jedermann verachtet und gehaßt, da alles das Benehmen gegen seine Kinder verabscheute. Mit Unmuth sah er dieß, war ausser Stand, noch mehr Böses zu thun,

schlaff an Leib und Geist. Seine Herabwürdigung kränkte ihn um so mehr, als er wahrnehmen mußte, daß sie selbst im Herzen seiner Gemahlin ruhe und von dieser Seite wäre für die Prinzen nichts mehr zu fürchten gewesen, wenn nicht die Habsucht des Kaisers Albrecht sie aufs neue aufgerufen hätte, für ihr Erbe das Schwerdt zu ziehen. — Diese reitzte den Landgrafen, wieder neuerdings den Feinden seiner Kinder Vorschub zu thun. Es bekam ihm aber nicht gut, denn Friedrich überrumpelte in einer Nacht die Wartburg und nahm den sechs- und sechzigjährigen Vater — denn sechs Jahre hatte die Verwirrung noch gedauert — gefangen, und ließ ihn nach Erfurt bringen, wo er als Privatmann von den Wohlthaten seiner Söhne und einiger Bürger der Stadt lebte.

So herabgekommen von seiner ehmaligen Höhe durch eigene Schuld, erlebte Albrecht noch traurige Vorfälle. Mit dem Anfang des Jahrs 1307 sandte der Kaiser eine furchtbare Armee gegen die Prinzen Friedrich und Dietrich. Sie schlugen ihn aber bei Lucca dergestalt, daß die kaiserliche Armee über viertausend Todte hatte, viele Gefangenen verlor und sich gänzlich zerstreute. Der Kaiser Albrecht schwur, sich für diese Niederlage zu

rächen, und zog neuerdings gegen die Prinzen, auch dießmal siegten sie, aber Dietrich verlor das Leben am Weihnachtsmorgen des Jahrs 1307, indem ihm in der Thomaskirche zu Leipzig am Altar, eben da er Gott für die erkämpften Siege dankte, ein Meuchelmörder ein Messer ins Herz stieß. Der Veranlasser dieser Mordthat war ein kaiserlicher General, Graf von Nassau, aber Friedrich fand ihn im folgenden Jahr in einer Schlacht und brachte ihn mit eigener Hand um. Kaiser Albrecht gieng in die Schweitz, um Empörungen zu stillen, fand dort seinen Tod, und Friedrich unterwarf sich nunmehr das ganze Land, das man ihm hatte entreissen wollen.

Welch eine Menge schreklicher Unfälle war die Folge eines einzigen Fehltritts, der gesetzwidrigen Liebe des Landgrafen Albrecht zu dem Fräulein Kunigunde. Hier stehe die Warnung nicht vergebens:

Erzittre vor dem ersten Tritte!
Mit ihm sind all die andern Schritte
Zu deinem nahen Fall gethan.

Albrecht starb zu Erfurt im Jahr 1315 und wurde über vier und siebenzig Jahre alt. Wie viel Gutes hätte er in diesem langen Zeitraum stiften, wie viel Glück über seine

Familie, wie viel Segen über sein Land bringen können, wenn er nicht lieber der Stimme wilder Leidenschaften, als der Vernunft, Gehör gegeben hätte!

10.

Johannes, König von Böhmen.

Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts (1295) wurde Johannes geboren und war ein Sohn Heinrichs, Grafens von Luxenburg, nachherigen deutschen Kaisers. Er war im fünfzehnten Jahr seines Alters, als böhmische Gesandte auf den Reichstag zu Speier im September des Jahrs 1309 kamen und ihm nebst der Princessin Elisabeth, Tochter des vormaligen Königs Wenzels II., die böhmische Krone anboten, da durch den gegenwärtigen König, Heinrich von Kärnthen, alles in Unordnung gekommen war, die man denn auch, nachdem alle Zweifel gehoben waren, willig annahm. Ganz Prag frohlokte, als der neue König mit seiner schönen und sehr verständigen jungen Gemahlin ankam; ganz Böhmen leistete den Huldigungseid mit Freuden, und der Erzbischoff Peter von Mainz krönte seinen Günstling, denn dieser, in Verbindung mit dem Erzbischoff von Prag, hat-

ten die Wahl auf den Prinzen Johannes gelenkt.

Der junge König reinigte zuerst Böhmen und Mähren von jenen Räuberhorden, die sich während der Unruhen unter der vorigen Regierung gesammelt hatten, dann unterwarf er sich alle Städte, Schlösser und Besitzungen wieder, die zuvor verloren gegangen waren. Während sein Vater dem kaiserlichen Ansehen in Italien Achtung verschaffte, that Johannes das nemliche als Reichsverweser in Deutschland und hielt seine zum Widerstreben gewohnten Böhmen in Ordnung.

Indessen wurde der Kaiser Heinrich in Italien ermordet, und die Kaiserwahl in Deutschland ward sehr schwierig. Man zog mit bewaffneter Hand, wie zum Krieg, zusammen; den ersten Tag wählte die eine Parthei den Herzog Friedrich von Österreich, und am folgenden die andere den Herzog Ludwig von Baiern. Johannes war von der Parthei des Letztern, wodurch er sich den Haß des Gegenkaisers zuzog, der dagegen den abgesetzten König von Böhmen, Heinrich von Kärnthen, unterstützte, welcher große Lust hatte, jenes Land wieder zu erobern. Während Johannes abwesend war, brachen in Böhmen Unruhen aus, indem die Statthalter

das Land nach Gefallen drükten, deren Raubgier unersättlich war. Er kam, nahm die Statthalter gefangen, zerstreute die Aufrührer, erwarb sich durch Geschenke und andere Gunstbezeugungen vielen Anhang, und doch brauchte es lange Zeit, bis es ganz ruhig wurde, so, daß der König bereits im Begriff stund, Böhmen gegen die Pfalz zu vertauschen, weil ihm ein Land nicht angenehm war, in welchem er, um es in Ruhe zu halten, beständig bleiben und alle andere Entwürfe, die ins Große giengen, aufgeben sollte.

Zwischen Johannes Mutter und seiner Gemahlin hatten sich längst Mißhelligkeiten entsponnen, und die erstere wußte die leztere so bei ihrem Sohn zu verschwärzen und ihn zu überreden, daß Elisabeth ihm nach der Krone, die sie ihm zugebracht hatte, strebe, daß er sie erst schnöde behandelte und dann gar verstieß, das ihm bei den Böhmen den Vorwurf der Undankbarkeit zuzog und sie ihm abgeneigt machte. Er hielt sich daher immer lieber in seinem Vaterland Luxenburg auf, kam nach Böhmen, wenn er Geld brauchte, hielt ein paar Turniere und ritt in der Nacht wieder davon. So lebte er in beständiger Unruhe, bald hier, bald da, am liebsten in Kriegen und Fehden, wozu ihm die Händel

der beiden Gegenkaiser die beste Gelegenheit gaben. Im Jahr 1322 fiel bei Mühldorf im Salzburgischen eine große Schlacht zwischen den Heeren derselben vor, in der die Österreicher einen großen Verlust litten. Ludwig bekam seinen Gegner Friedrich gefangen und Johannes den Bruder desselben, Heinrich von Österreich, wie denn überhaupt die Böhmen zu diesem Sieg das meiste beitrugen. Ludwig hatte ihm für seinen ihm seit der Kaiserwahl geleisteten treuen Beistand vieles versprochen, aber jetzt, da die Zeit der Erfüllung gekommen zu seyn schien, wenig gehalten; darüber ward Johannes fürchterlich entrüstet, grief in seiner Hitze zum Schwerdt, eroberte die Lausitz und vereinigte sie mit Böhmen. Aber es war kein König, keine Königin, kein Kronprinz (der nachmalige Kaiser Karl IV) und kein Erzbischoff von Prag im Lande, sondern die Unterthanen wurden dem Statthalter, Heinrich von Lippa, einem sehr unruhigen Kopf, Preis gegeben. Fünf und neunzigtausend Mark Silbers wurden für den König erpreßt, und was der Statthalter für sich nahm, das haben die Geschichtschreiber nicht aufgezeichnet.

Johannes vergrösserte von Zeit zu Zeit sein Land, stiftete sehr vortheilhafte Heirathen

in seiner Familie, trieb sich in Turnieren, bei vollen Bechern und in unruhiger Geschäftigkeit Tag und Nacht herum, und das seltenste Glück begleitete ihn auf jedem Fußtritt. Kaum sah er in Österreich wieder einen Krieg ausbrechen, so war er gleich bei der Hand, — schlug und siegte; nur zu schnell wurde ihm Friede geschlossen, obgleich er gegen vierzig Schlösser und Festungen erobert hatte; es war ihm ohnmöglich, ruhig zu bleiben und daher eine wahre Lust, zu hören, daß die heidnischen Lithauer die deutschen Ordensritter in Preussen angefallen hätten, denen er nun gleich zu Hilfe eilen konnte. Er schlug die Lithauer, drang in ihr Land ein, nöthigte über dreitausend Gefangene, sich taufen zu lassen. Brieg und Liegnitz waren der Lohn dafür und die Vermehrung seines Heldenruhms obendrein. Nicht genug, daß er in den Waffen ausserordentlich glüklich war, auch in politischen Unterhandlungen war er es, daher damals das Sprichwort entstund: „Ohne den König von „Böhmen richtet niemand etwas aus, wen „er will, den erhöht er, und wen er will, „den demüthigt er.“ — So weit brachte es ein sonst ohnmächtiger Graf von Luxenburg!

Er wurde von dem italienischen Adel eingeladen, die Unruhen der Guelphen und

Gibellinen *) tilgen zu helfen, und weil es wieder zu fechten gab, war Johannes nicht ferne. Anfangs stellte er sich, als komme er nur als Friedensstifter und eroberte daher die Herzen, ehe er die Städte eroberte. Heinrich VII. kam wieder ins Andenken und bald wollte der Sohn vollenden, was der Vater begonnen hatte, er täuschte aber beide Partheien, indem er der einen als Freund des Kaisers und der andern als Freund des Pabsts erschien. Alles sah endlich auf ihn und auf kein Parthei-Haupt mehr, denn diese zitterten selbst vor ihm. Um ihn nun zu entfernen, zog sich in Deutschland ein Ungewitter gegen ihn zusammen, so daß er eilends Italien verlassen mußte. Er kam, besänftigte den Kaiser, that, als sei alles, was er gethan habe, zu dessen Besten geschehen und — Ludwig glaubte es, so wenig es wahr war. Nach einem kurzen Aufenthalt in Prag zog er nach Paris, ohngeachtet er von Ungarn und Österreich mit Krieg bedroht war. Hier ließ er sich schnell zu einem Kreutzzug ins gelobte Land bereden, denn es schienen neue Lorbeern dort zu blühen. Dieser Entschluß und die Furcht, daß aus einer Freundschaft Johanns und des Kö-

---

*) Das ist der päbstlichen und kaiserlichen Partheien.

nigs von Frankreich ihm nichts Gutes erwachsen könnte, erbitterte den Kaiser von neuem; er sah ruhig zu, daß die Ungarn und Österreicher Böhmen und Mähren verwüsteten. Johannes kam und plötzlich ward es Friede. In Italien gieng es nicht nach seinem Wunsch und er mußte das Land, das ihn mit so vieler Freude und Erwartung aufgenommen hatte, in einer Lage verlassen, mit der seine ganze dortige Herrschaft ein Ende nahm.

In Böhmen gelang ihm noch einer seiner schönsten Wünsche, indem die Stände seinem Sohn Karl, auf den Fall daß Johannes mit Tod abgienge, die Krone zusicherten, indessen in Deutschland, besonders durch die Händel zwischen dem Kaiser und dem Pabst, alles in eine solche Verwirrung gerieth, daß Ludwig bereits entschlossen war, die Krone niederzulegen. Niemand waren diese Verwirrungen angenehmer, als dem französischen Hofe und dem König Johannes, der — ob er gleich das Unglük hatte, blind zu werden, dennoch an den großen Weltbegebenheiten seiner Zeit den stärksten Antheil nahm. Der verfolgte Kaiser fand neuen Anhang, man sprach von Absetzung des Pabstes, von einem allgemeinen Konzilium und andern bedeutenden Dingen, als Johannes XXII.

ganz unvermuthet starb und der Kaiser einen mächtigen Feind weniger hatte. Jezt schien der Zeitpunkt gekommen zu seyn, sich an dem König von Böhmen zu rächen, wozu der Tod des Herzogs Heinrich von Kärnthen, dessen Länder Johannes nach einem frühern Vertrag erben sollte, die schönste Gelegenheit gab. Die österreichischen Prinzen gelobten dem Kaiser ihren Beistand, wenn man ihnen die Erbschaft zuwenden wollte und Ludwig bewilligte es.

Der blinde König suchte auch Bundesgenoßen, fand sie und der Krieg brach aus. Alles glaubte, Johannes sei diesmal gewiß verloren, aber sein Glük wollte, daß unter seinen Gegnern Uneinigkeiten entstunden, die österreichischen Prinzen sich von dem kaiserlichen Herrn trennten und Ludwig um Frieden bitten mußte.

Benedikt XII. ward Pabst, allein so gerne er den Fluch gegen den Kaiser in Segen verwandelt und den Bann aufgehoben hätte, so hinderte es doch der französische Hof unaufhörlich, ohngeachtet — um nur Ruhe zu haben — Ludwig sogar das Versprechen gethan hatte, niemals mehr mit den Feinden Frankreichs in ein Bündniß zu treten. Dadurch verlor er sein Ansehen selbst in Deutsch-

land, bei dem Pöbel darum, weil er im Kirchenbann stund, bei den heller Denkenden, weil er zu wenig Muth und Entschlossenheit äusserte und keine Vergleichung mit dem König Johannes, rüksichtlich seiner rastlosen Thätigkeit aushielt. Dieser verband sich immer enger mit Frankreich und blieb seines Alters und seiner Blindheit ohngeachtet, so rüstig, daß er keck behauptete: er sei nicht blind, sondern sehe alles. Zu Ludwigs Unglük starb nun noch der gute Pabst Benedikt und der heftige Klemens VI. trat an seine Stelle, der nichts geringers forderte, als daß Ludwig die Oberherrschaft des Pabstes über sich selbst und das Reich ohne Einschränkung erkennen sollte, und weil das nun natürlich nicht geschah, so wurden zwischen dem Pabst, König Philipp von Frankreich und Johannes die Sachen so eingeleitet, daß Ludwig abgesezt und Karl, Reichsverweser von Böhmen, Kaiser werden sollte. Jezt brach wieder ein Krieg aus, der lezte, dem Johannes beiwohnte, und in dem er auch seinen Tod fand. Ihn konnte nichts abhalten, mit zu kämpfen, als Ludwigs Bundesgenosse, da König von England, Frankreich angrief. Man erinnerte ihn an seine Blindheit, aber er antwortete: „Was?

„meynt ihr, ich werde den Weg nach Frank„reich nicht finden, den ich so oft geritten „bin? Ich will für meinen treuen Freund „fechten und wenn es mir die ganze Welt „widerriethe.“ — Bei Cressy in der Pikardie trafen die französischen und englischen Armeen auf einander. Die Schlacht würde vielleicht nicht so unglüklich abgelaufen seyn, wenn nicht der französische General, Graf von Alenßon, die Stellung verändert hätte, die Johannes und Karl angegeben hatten. Mit Heftigkeit hieß er die Schleuderschützen einen andern Platz nehmen, und so kam das französische Heer in Unordnung. Johannes merkte es und rief: „Soll denn der König von Böhmen dem Feind den Rücken kehren?“ Dann fuhr er fort: „Bringt mich „nur dahin, wo mein Karl ficht; ich will „entweder meinen Freund Philipp retten, „oder untergehen.“ Das letzte geschah. Johannes schlug wie ein Löwe um sich, aber auch er empfieng Wunden, sank von diesen ermattet zur Erde, und gab seinen Heldengeist auf. Als nach der Schlacht Eduard von England den alten blinden König Johannes unter den Todten fand, sagte er gerührt: „Er hätte ein sanfteres Sterbebette verdient.“

Dieß war das Ende des Mannes, dessen Glük eben so selten, als es sein Charakter war, der im Leben keine Ruhe kannte und sie nur im Tode fand.

11.

Karl IV.

Unter der Regierung des einsichtsvollen und treflichen, nur etwas zu zaghaften und unentschlossenen Kaisers Ludwig von Baiern, war Deutschland fast in beständiger Unruhe. Die Päbste, denen er nicht ergeben war, und deren Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten er mit allem Nachdruk zu vertilgen strebte, ruhten nicht eher, als bis sie seine Absezzung erzwangen. Klemens VI. schilderte ihn in einer Bannbulle vom Jahr 1346 als „einen „Abtrünnigen und Kezzer; er sei somit ehrlos, „untauglich zu öffentlichen Ämtern, seine Gü„ter seyen confiszirt, seine Söhne und Enkel „weder zu einem geistlichen noch weltlichen Amt „fähig, — allen Glaubigen sei der Umgang „mit ihm untersagt und nach seinem Tod kön„ne er nicht nach Kirchengebrauch begraben „werden; alle weltlichen Mächte seyen schul„dig, ihn aus ihrem Gebiet zu verbannen“ u. s. w.

Die Wahl zu einem neuen Kaiser fiel auf den Markgrafen Karl von Mähren, einen Sohn des Königs Johann von Böhmen. Kaum war es geschehen, so mußte er nebst seinem Vater nach Avignon kommen, und dem Pabst versprechen, alles was Ludwig als Kaiser oder König von Italien gethan hatte, zu zernichten, sich über den Kirchenstaat keiner Gewalt anzumaßen, nicht eher als am Krönungstag, nach Rom zu kommen und noch am nehmlichen Tag die Stadt wieder zu verlassen und dergleichen entehrende Bedingungen noch mehrere sich gefallen lassen. So lange Ludwig lebte, konnte indessen Karl nicht empor kommen und selbst nach dessen im Jahr 1347 erfolgtem Tod erhielt er in der Person des Grafen Günther von Schwarzburg, eines Manns von edelm deutschen Schlag, einen Gegenkaiser, mußte sich mit ihm herumschlagen und erst 1349 nach Günthers Tod, behielt Karl das Feld allein. Er war mächtiger, als seine Vorfahren, in gutem Verständniß mit dem Pabst, hatte Fähigkeiten zum regieren, besaß Tapferkeit und Lebhaftigkeit, war beinahe der gelehrteste Fürst seiner Zeit, verstund neben der lateinischen noch mehrere europäische Sprachen, hatte Witz und die Gabe der Beredsamkeit. Deutschland sezte bei solchen Aussichten

die größten Hoffnungen auf ihn, aber theils konnte man bei der damaligen schwankenden Reichsverfassung überhaupt nur wenig gedeihliches ausrichten, theils lag Karln sein Königreich Böhmen mehr am Herzen, als Deutschland.

Die Vergrösserung seines Hauses ließ er nie ausser Augen und er machte es in der That zu einem der bedeutendsten damaliger Zeit; er besaß Böhmen, Mähren, Schlesien, die Lausitz, einen Theil der Oberpfalz und kaufte die Mark Brandenburg von dem Kurfürsten Otto im Jahr 1373.

Eine der größten Merkwürdigkeiten von Karls IV. Regierung als deutscher Kaiser ist das berühmte Gesetz „die goldne Bulle", das auf dem Reichstag zu Nürnberg 1355 zu Stande kam. Bisher waren bei allen Kaiserwahlen Streitigkeiten, theils über die Einmischung der Päbste in dieselben, theils wegen Führung der Kurstimme, wozu sich alle Prinzen der weltlichen Kurhäuser berechtigt glaubten: diese Streitigkeiten sollten durch das neue Gesetz aufhören, indem darinn die Art und Weise einen Kaiser zu wählen festgesezt ist, die Rechte der Kurfürsten bestimmt sind, die Orte der Wahl und der Krönung (Frankfurt am Main und Achen) benannt, die Verrichtungen

tungen der Erzämter festgesezt und verschiedene Verordnungen wegen des Faustrechts gemacht sind. Wie indessen gute Gesetze die Sache noch lange nicht ausmachen, sondern das, daß man sie halte, so gieng es auch der goldnen Bulle *). Ob gleich vorgeschrieben war, daß die Kurfürsten bei einer vorzunehmenden Kaiserwahl ihre Stimmen unentgeldlich, blos zur Ehre Gottes und zum Besten des deutschen Vaterlandes geben sollten, so sagen doch die Schriftsteller durchgehends, daß Karl, um seinem Sohn Wenzel die Nachfolge zu sichern, die Stimme der Kurfürsten um Geld erkauft, und nennen sogar die Summe von hunderttausend Gulden, die er einem jeden geboten habe. Sie setzen ferner hinzu: weil er das nicht hätte aufbringen können, so habe er sie dafür mit Reichsgütern befriedigt.

Gegen Karls Vergrösserungs-Plane waren allgemeine und laute Klagen, am meisten Ursache dazu hatten die schwäbischen Reichsstädte. Um sein Haus immer höher zu heben, that er alles und wenn es auch mit dem Schaden anderer geschehen mußte, das dann freilich we-

*) Sie heißt so wegen des angehängten goldnen Siegels, indem in der Sprache jener Zeit Bulle so viel als Siegel hieß.

der große noch kleine Herren thun sollten. Er verlangte von jenen Reichsstädten nicht nur große Geldsummen, sondern er wollte sogar sechzehn solcher Städte verpfänden, um sich Geld zu schaffen. Die Städte wurden hierüber erbittert und schlossen einen Bund, kraft dessen sie sich erklärten, daß sie dem römischen König Wenzel nicht eher huldigen würden, als bis er ihnen die Versicherung gäbe, daß sie nie verpfändet, sondern bei ihren Rechten und Freiheiten geschüzt werden sollten. Karl mußte sich das zwar gefallen lassen, aber er war über die Städte dergestalt erbittert, daß er den Grafen Eberhard von Wirtemberg gegen sie verhezte, der es bis zur Belagerung von Ulm und Reutlingen trieb, wiewohl er nichts damit ausrichtete, indem sich die Bürger dieser Städte tapfer wehrten und sich dann an des Grafen Gebiet rächten.

Bald nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, reiste Karl nach Frankreich, wurde dort mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen, starb aber auf der Rükreise am 29. November des Jahrs 1378. So viel er für Böhmen und seine übrigen Erbländer gethan hat, so wenig that er, wenn man die goldne Bulle ausnimmt, für Deutschland. Nach einer alten Sage soll unter dieser Regierung der Mönch Berthold

Schwarz zu Freyburg im Breißgau das Schießpulver erfunden haben, allein wahrscheinlich haben die Araber diese Erfindung schon weit früher gehabt, nur kam in der Folge das Pulver wieder ausser Gebrauch und vielleicht hat es der Mönch Schwarz nur aus der Vergessenheit wieder hervorgezogen.

12.

Wenzeslaus.

Der Kaiser Wenzel steht bei den allermeisten besonders ältern Geschichtschreibern in einem sehr schlimmen Ruf. Laßt uns sehen, in wie ferne er diesen Ruf verdient oder nicht verdient habe.

Er kam zu einer Zeit zur Regierung, wo es auch einem wirklich großen Mann schwer geworden seyn würde, sich auf dem Thron mit Ehre zu behaupten. In allen Ständen Deutschlands herrschte die unbändigste Freiheitsliebe, jeder einzelne suchte sich auf Kosten der andern zu vergrössern, Fürsten und Städte waren gegen einander voller Mißtrauen, der größte Theil des niedern Adels war ein Raubgesindel, die Nazion im Ganzen unthätig und in der Kirche herrschte die auffallendste Trennung.

Wenzel wählte sich, als er zur Regierung kam, zwei Gegenstände seiner Aufmerksamkeit: die Unterstützung des Pabstes Urbans VI. der an Klemens VII. mit einem Nebenbuhler zu kämpfen hatte, und dann die Aufrechthaltung des Landfriedens, das ist: desjenigen Reichsgesetzes, wodurch dem Faustrecht Schranken gesezt wurden. Urbans Unterstützung machte dem Kaiser wenig Mühe, da sich ohnehin die deutsche Nazion auf seine Seite neigte. Zwar exkommunicirten die beiden Päbste einander und ein Theil der Kardinäle suchte die Wahl Urbans als ungültig zu verwerfen, man wußte nicht, welchen Pabst man für den rechtmässigen halten sollte, bis endlich auf dem ersten Reichstag, den Wenzel zu Nürnberg hielt, Urbans Wahl aufs neue bestätigt wurde.

Die Aufrechthaltung des Landfriedens war mit grössern Schwierigkeiten verbunden, da der Kaiser selbst dadurch, daß er gegen sein früher gegebenes Versprechen mehrere Reichsstädte verpfändete, wodurch diese, zwei und dreissig an der Zahl, veranlaßt wurden, sich mit einigen Fürsten gegen den Herzog Leopold von Österreich, dem die Landvogtei in Ober- und Niederschwaben, samt den Städten Augsburg und Giengen für vierzigtausend florentinische Gulden verpfändet waren, zu verbinden,

um einander gegen alle unrechtmässige Gewalt beizustehen. Der Adel dagegen, der den Städten immer wegen ihres durch den Handel erlangten Reichthums gram gewesen war, verband sich nun wieder gegen diese, und so entstanden blutige Fehden und förmliche Kriege. Wenzel wußte die Sachen nicht zu verbessern, wurde unthätig und nahm sich um Deutschland wenig mehr an. Zwar söhnte er im Jahr 1389 die Fürsten und Städte mit einander aus und stellte den Landfrieden wieder her, auch suchte er dem in Verfall gerathenen Münzwesen aufzuhelfen; allein hiemit hatten seine Bemühungen als Kaiser ein Ende und vom Jahr 1391 an widmete er sich ganz seinem Erbkönigreich, Böhmen.

Hier sah er mit Mißvergnügen, daß die Geistlichkeit in ein ziemlich unsittliches Leben versunken war, und beschloß, sie zu verbessern. Der Gedanke war lobenswerth, aber die Ausführung zu hastig, denn er ließ viele Priester öffentlich an den Pranger stellen und dem Spott des Pöbels Preis geben. Die Geistlichkeit verlor dadurch alle Achtung bei dem Volk und der König wurde der Gegenstand ihres bittersten Hasses. Nebstdem beleidigte er auch den Adel, ließ einige verdiente Männer gefangen setzen und andere ohne viele Umstände enthaupten,

oder in Säcke gestekt in die Moldau werfen, wie z. B. den in der Folge heilig gesprochenen Johann von Nepomuk. Dieß empörte das ganze Land, so, daß man beschloß, sich je eher desto lieber seiner zu entledigen und zu dem Ende liessen ihn die Prager im Jahr 1394 greifen und auf dem altstädtischen Rathhause gefangen setzen. Nach fünfzehn Wochen entkam er mit Hilfe einer Baad-Magd, die ihn mittelst eines Kahns über das Wasser rettete. Zwar hätte ihn die Einsperrung klüger machen sollen, aber sie wirkte wenig auf ihn; er folgte nur seinem eigenen Willen und hielt nichts von alle dem, was er mit scheinbarer Reue über das Vergangene versprochen hatte. Dieß gab die Ursache zu einer zweiten Empörung der Böhmen und einer zweiten Gefangenschaft Wenzels zu Wien, die vierzig Wochen dauerte. Aus dieser rettete ihn ein Fischer, nachdem er sich von seinem Thurm auf die Donau herabgelassen hatte; er kam so fort wieder nach Prag, fand Anhang und wurde in Kurzem Herr des Landes.

Während dieß in Böhmen vorgieng, fiel Deutschland bald wieder in seine vorige unruhige Lage zurük. Im Jahr 1398 zeigte sich einmal sein Kaiser wieder auf einem Reichstag zu Frankfurt, und errichtete einen Landfrieden auf zehn Jahre. Bei dieser Gelegenheit erhielt

Wenzel bittere Vorwürfe über seine Regierung, aber er bekümmerte sich nichts darum und dies schnöde Benehmen bewog die Kurfürsten, auf seine Absetzung zu denken. Es bedurfte nur noch eines Stosses, um das Vorhaben auszuführen, und dieser fand sich bald. Auch jezt herrschten zwei Päbste zu großem Nachtheil der Kirche, Bonifaz IX. und Benedikt XIII. Wenzel hatte schon im Anfang seiner Regierung gezeigt, wie ärgerlich ihm diese Spaltungen seyen; im Jahr 1398 reiste er nach Frankreich, wo er und König Karl VI. beschlossen, beide Päbste zu vermögen, die Regierung niederzulegen, wornach die Kardinäle der Kirche ein neues Oberhaupt geben sollten. Keiner war dazu zu bewegen und Bonifaz faßte einen solchen Groll gegen den Kaiser, daß er von nun an ernstlich Anstalten traf ihn vom Thron zu stossen. Der neue Erzbischoff von Mainz, Johann von Nassau, welcher wußte, daß Wenzel seine Erhebung zu dieser Würde kräftigst gehindert hatte, freute sich, eine Gelegenheit gefunden zu haben, sich rächen zu können und lud nicht nur die Kurfürsten, sondern auch den Kaiser zu einer Zusammenkunft zu Oberlahnstein ein. Da nun Wenzel nicht erschien, so erklärte ihn Johann des Thrones unwürdig und rief den Kurfürsten Ruprecht von

der Pfalz zum Kaiser aus; dieß geschah am 20. August des Jahres 1400. Die hauptsächlichsten Beschwerden über Wenzel bestunden darinn: „Das Reich und die Kirche seyen von ihm, von welchem sie Schuz und Hilfe erwartet hätten, zerrissen, verringert und nachlässig regiert geworden; er habe sich um die Unruhen im Reich so wenig bekümmert, daß niemand gewußt hätte, wo man Recht finden sollte; habe Prälaten und andere Geistliche gemordet und sich überhaupt so betragen, daß er das kaiserliche Ansehen mehr beschimpft, als erhoben habe.“

Wenzel ließ sich diese schmählige Absetzung wenig zu Herzen gehen und that nicht das mindeste, sie zu hindern, selbst als sein Nachfolger Ruprecht im Jahr 1410 starb, suchte er die deutsche Krone nicht mehr, sondern überließ sie seinem Bruder Siegmund. Indessen war jene Absetzung die erste Veranlassung den Pabst, dessen Einfluß dabei man nicht verkannte, in Böhmen verhaßt zu machen. Huß und andere griefen dessen sich angemaßte Gewalt an, und aus dieser Geschichte entstunden die nachfolgenden Religionsunruhen und schreklichen Kriege, wovon wir später hören werden. Wenzel regierte nach seiner Absetzung noch neun=

zehn Jahre als König von Böhmen, dann erst am 16. August 1419 starb er.

Nach genauer Betrachtung, wenn man abrechnet, daß Wenzel wenig für Deutschland gethan hat, für das er auch bei der damaligen Lage der Sachen nur wenig thun konnte, welches die folgende Regierung Ruprechts erprobt hat, unter der auch nicht viel ersprießliches geschah, so floß die Quelle seines Unglüks hauptsächlich daher, daß er der Geistlichkeit nicht gewogen war, den Mönchen nichts gab, und kein Kloster stiftete; — daß er den Pabst beleidigte, weil er den Frieden in der Kirche wollte, und in seinen frühern Jahren mit mehr Grausamkeit strafte, als er hätte thun sollen. Späterhin wurde er weit milder gegen Verbrecher, ja er behandelte sie mehr mit Güte, als mit Schärfe und vergab sogar denen, die die Waffen gegen ihn ergriffen hatten. In Böhmen hielt er sehr streng über der Beobachtung der Gesetze und die öffentliche Sicherheit wurde so sehr gehandhabt, daß Angriffe auf den Strassen eine unerhörte Seltenheit waren. Selbst die Ortspolicei entgieng seiner Aufmerksamkeit nicht; er verkleidete sich z. B. oft, um unerkannt Fleisch oder Brod zu kaufen, und fand er das Gewicht zu leicht, so ließ er das Er-

kaufte unter die Armen austheilen und strafte die Frevler.

Wenzels Charakter war aus guten und schlimmen Eigenschaften zusammengesezt. Seiner Fehler waren vielleicht mehr, als des Guten, das durch ihn geschah, aber solche Fehler hatten auch andere Kaiser, selbst sein Vater, Karl IV. der doch weit vorzüglichere Geistesgaben besaß, als er, auch begangen, ohne daß man sie deswegen abgesezt hätte. Liebte er Ruhe, Bequemlichkeit und Vergnügen mehr, als die Aufopferungen, die er seiner Würde gemäß nicht hätte scheuen sollen, so war er auch hierinnen nicht der einzige Fürst, der sein Ziel verfehlte. Die Verbesserung der Kirche in Haupt und Gliedern wurde vielen ein Stein des Anstosses und hat auch Wenzeln um die deutsche Kaiserkrone gebracht, denn es ist erwiesen, daß er seine schmählige Absetzung niemand anders, als dem Pabst Bonifaz IX. und dem Erzbischoff Johann von Mainz, durch den jener wirkte, zu danken gehabt habe.

III.

Anhang.

1) Die Gesetze der zwölf Tafeln. 2) Die Verschwörung des Catilina.

1.

Die Gesetze der zwölf Tafeln.

Bald dreihundert Jahre waren seit Erbauung der Stadt Rom verflossen, und noch immer hatte man weder der Zahl noch innerm Gehalt nach solche Gesetze, die man zwekmäßig nennen konnte, vielmehr herrschte beinah eine völlige Willkühr. Nach dem Abgang der Könige kamen auch ihre Gesetze in Vergessenheit und die bürgerliche Gerechtigkeitspflege befand sich ganz in den Händen der Patrizier. War der Richter nicht ehrlich, so war es um die rechtlichste Sache geschehen und eben so, wenn

er, um sie zu beurtheilen, nicht genug Menschenverstand besaß. Wie nun ohne Gesetze kein Staat bestehen kann, so sahen dieß auch die Römer immer mehr ein und man beschloß endlich, drei Senatoren nach Griechenland abzuordnen, die dortigen berühmtesten Gesetze abschreiben zu lassen, und sie nach Rom zu bringen. Nach ihrer Rükkunft übertrug man zehn auserlesenen Männern das Geschäft, um aus jenen Gesetzen diejenigen auszulesen und sie der römischen Verfassung gemäß zu bearbeiten, die man für die zwekmäßigsten hielt. Als dieß geschehen war, wurden diese neuen Gesetze auf zehn eichenen Tafeln öffentlich auf dem Markt aufgestellt, damit jeder Bürger sie lesen und seine Erinnerungen anbringen könnte, und als der Senat sammt dem Volk damit zufrieden war, auch noch zwei Tafeln beigefügt wurden, so kam endlich das Gesetz der zwölf Tafeln zu Stande.

Wir haben dieses Gesetz nicht mehr vollständig, sondern es sind nur einige Fragmente davon vorhanden, aus denen sich der Geist des Zeitalters in etwas erkennen läßt. Die Gesetze der zwölf Tafeln gaben den Grund zu jener Gesetzsammlung, von der wir in dem Artikel „Justinianus" gelesen haben. In denselben wurde z. B. vorgeschrieben: was bei

gerichtlichen Klagen und Untersuchungen in Absicht auf anvertraute Güter und Schulden, väterliche Gewalt über die Kinder, Heirathen, Erb- und Vormundschaften, Beleidigungen mancherlei Art, Besitzungen und Rechte eines jeden, auch Leichenbegängnisse und andere damit verwandte Dinge beobachtet werden sollte. Jedem Vater wurde durch diese Gesetze eine vollkommene Gewalt über Leben und Tod seiner Kinder eingeräumt, nur mit der Einschränkung, daß wenn er den Sohn bereits dreimal verkauft hätte, dieser nicht mehr unter seiner Gewalt stehen sollte. — Wer vor Gericht ein falsches Zeugniß ablegte, sollte von einem hohen Felsen herabgestürzt werden. Jedermann sollte die Freiheit haben, einen nächtlichen Dieb umzubringen, wer aber bei Tage stehlen würde, sollte gepeitscht und ein leibeigener Knecht desjenigen werden, den er bestohlen hätte. Eben diese Gesetze verboten, daß kein Todter innerhalb der Stadt begraben, oder römischer Gewohnheit nach verbrannt werden sollte. Jenes wäre der Gesundheit der Lebenden schädlich gewesen *), dieses hätte Gelegenheiten zu

*) Die nachfolgenden christlichen Jahrhunderte haben die Thorheit noch weiter getrieben. Man ließ die Leichname verstorbener Personen nicht blos in die

Feuersbrünsten geben können. — Gegen richterliche Bestechungen wurde die Todesstrafe bestimmt. — Schuldner, die nach bestimmten Zeitfristen nicht bezahlten, waren der Willkühr ihrer Gläubiger dergestalt übergeben, daß diese sich lebendig in sie und ihre Gliedmaßen vertheilen konnten. — Der Mann konnte eine des Ehebruchs überwiesene Frau, oder wenn sie sich dem Trunk ergab, mit Zuziehung ihrer nächsten Verwandten zum Tode verdammen und hinrichten lassen.

Dieß ist alles, was man von dem Inhalt der zwölf Tafeln noch weiß. Im Jahr 368 verbrannte das Original, wurde aber wieder hergestellt, doch gieng auch dieses zweite Exemplar nach Justinians Zeiten verloren. Es ist übertrieben, wenn man diese Gesetzsammlung mit Cicero *) „das vortrefflichste Werk seit Erschaffung der Welt" nennt, aber eben so übertrieben, wenn man sie gar zu sehr herabsetzt. Ein ganz vollkommenes Gesetzbuch

---

Städte, sondern sogar in geschlossene, täglich besuchte Gebäude — die Kirchen — begraben, weil man abergläubisch wähnte, daß der Todte dadurch dem Himmel näher komme.

*) De Oratore Lib. I. cap. 44.

werden wir nie bekommen und was frühern Zeiten für sehr vernünftig gilt, kann spätern höchst unvernünftig heissen, daher bei solchen Urtheilen Zeiten und Umstände immer in Betrachtung gezogen werden müssen.

2.

Die Verschwörung des Catilina.

Wir haben unter dem Artikel „Cicero" bereits etwas weniges von dieser berühmten Verschwörung gehört; hier wollen wir uns ein wenig genauer davon unterrichten.

Nachdem Rom durch seine Waffen die mächtigsten Völker der alten Welt bezwungen hatte, und der Reichthum der Nationen in ihre Mauern getragen war, nahmen Übermuth, Weichlichkeit, Luxus, Laster und Ausschweifungen dergestalt überhand, daß von alter guter Sitte gar nichts mehr zu finden war. Wer sich bereichern und im Wohlleben schwimmen wollte, der zog nach Rom, um theils den öffentlichen Schatz plündern zu helfen, theils durch die Bestechungen derer, welche zu Ausführung ihrer Plane herbeigelaufene Abentheurer brauchen konnten, empor zu kommen, um vielleicht bald eine ähnliche bedeutende Rolle spielen zu können. Junge Männer, von Fami-

sie hatten nichts angelegeners zu thun, als auf Empörungen zu sinnen, um wenn alles drunter und drüber gieng, im Trüben zu fischen, und selbst einen Theil der Herrschaft davon zu tragen. Unter diese letztere Klasse gehörte Lucius Sergius Catilina, der aus einem der angesehensten Häuser des alten römischen Adels stammte und alle diejenige Talente besaß, die zum Anführer einer Bande von Waghälsen gehören. Er hatte Muth, Feuer und Thätigkeit, Kühnheit genug, auch vor der gewagtesten Unternehmung nicht zu erschrecken, war an seinem Körper abgehärtet, um Beschwerlichkeiten ohne Nachtheil zu ertragen, besaß die Gabe, zu überreden in hohem Grade, war offen, wenn er es seyn mußte, in sich gekehrt und heimtückisch von Natur, sparsam und verschwenderisch; übermüthig und kriechend, lasterhaft, unmäßig und vom schreklichsten Ehrgeitz gefoltert.

Catilina's Jugend fiel in die Zeiten, da Marius und Sylla sich um die Oberherrschaft von Rom stritten. Er sah nicht nur den blutigen Scenen, die der letztere veranlaßte, zu, sondern nahm sogar thätigen Antheil an ihnen und mordete mit. Zeitig erhielt er eine Prätur zu Rom und bald eine

der

der ersten Feldherrnstellen; er ermordete seinen leiblichen Bruder, um das väterliche Vermögen an sich zu ziehen, machte sich während seiner Statthalterschaft in Afrika der schändlichsten Diebstäle und Erpressungen schuldig, mordete ohne Scheu, was ihm im Wege stund, und begieng Ausschweifungen der schändlichsten Art.

Als er aus Afrika zurükkam, meldete er sich zweimal, Konsul zu werden, aber beidemal schlug es ihm fehl und dieß kränkte seinen stolzen Sinn dergestalt, daß er beschloß, die höchste Gewalt an sich zu reissen, es koste auch was es wolle. In einer bestimmten Nacht sollten die Konsuln und reichsten Senatoren umgebracht, die Stadt an vier Ecken angezündet und eine Schreckensregierung eingeführt werden, die ganz allein von seinem Wink abhienge. Catilina hielt den Zeitpunkt, den er zu Ausführung seines Vorhabens festgesetzt hatte, für den schiklichsten, einmal weil der bessere Theil der Armee mit Pompejus in Asien war, und zweitens, weil diejenigen, die unter Sylla gedient, die ihnen angewiesenen Ländereyen bereits verschwendet hatten und also begierig auf einen neuen Bürgerkrieg warteten, um

wieder etwas an sich zu reissen. Der Mitverschworne Manlius warb zwölftausend solcher Menschen und hielt sie in den apenninischen Gebürgen verborgen, um, wenn es Zeit wäre, Rom mit ihnen zu überfallen. Der Pöbel zu Rom war — wie der Pöbel überall — zu einer Revoluzion, bei welcher er selbst nichts verlor, wohl aber durch Plünderung der Wohlhabenden zu gewinnen hoffte, nicht ungeneigt, und leichtsinnige junge Leute gab es auch genug, die sich, um ihren Lüsten desto ungestörter zu fröhnen, gerne an den kecken Rottenführer anschlossen, ja selbst angesehene Männer gewann er.

Als Catilina sich stark genug glaubte, versammelte er seine Raubgenossen und hielt eine feurige Rede an sie, um sie ganz für sein Vorhaben, das angeblich in Wiedereroberung der verlornen Freiheit bestund, zu entflammen. Er versprach ihnen für ihre Mitwirkung Ansehen, Ehrenstellen und Reichthümer und ließ sie ihre Treue nicht nur durch einen Eid bekräftigen, sondern es gieng auch eine Schaale, worinn sich Wein mit Blut vermischt befand, herum, aus welcher, zum Zeichen ihrer innigen Vereinigung, alle trinken mußten.

Als alles vorbereitet war, schritt Catilina zur Ausführung, aber glüklicherweise für Rom zu rasch, denn noch waren die Verschwornen nicht alle auf den ihnen angewiesenen Posten, als er das Zeichen zur Ermordung der Patrioten gab. Diese Eilfertigkeit rettete die leztern. Schlug aber gleich der Plan in etwas fehl, so wäre er wahrscheinlich demohngeachtet durchgesetzt worden, wenn nicht der Konsul Cicero zu wachsam gewesen wäre. Schon das Entstehen der Verschwörung muthmaßte er, aber die Hauptsache erfuhr er von einer gewissen Fulvia, der Geliebten eines der Verschwornen, der im Taumel seiner Leidenschaft ihr unbedachtsam alles entdekte und die den Cicero sogleich von der Gefahr, in der er selbst und das gesamte Vaterland sich befand, in Kenntniß sezte. Nun verdoppelte Cicero seine Wachsamkeit und traf solche Anstalten, die selbst den Catilina glauben liessen, er könnte verrathen seyn. Er wollte daher das Äusserste, einen öffentlichen Krieg, versuchen, allein Cicero kam ihm zuvor. Im offenen Rath warf er ihm sein Verbrechen vor und forderte ihn auf, sich, wenn er könnte, zu vertheidigen und Catilina war frech genug, es zu versuchen, so, daß man es für jezt noch

nicht wagen durfte, sich seiner zu bemächtigen. Überzeugt, daß man ihm zwar auf der Spur sei, aber noch nicht das Ganze seiner Plane wisse, betrieb er diese nun mit seinen Gesellen desto ernstlicher. Es wurden neue Entwürfe zu einer allgemeinen Feuersbrunst, zu Ermordung des ganzen Senats u. s. w. gemacht und Ciceros Kopf sollte der erste seyn, der fiele, ehe Catilina Rom verliesse, um sich an die Spitze einer Armee zu stellen. Auch dieß erfuhr Cicero und nun glaubte er, daß es die höchste Zeit sei, das schrekliche Komplot auf einmal zu sprengen. Er veranlaßte schleunig eine Versammlung des Senats im Tempel Jupiters des Schützenden, und hier war es, wo er den mit anwesenden Catilina mit jenem Feuerstrom von Rede übergoß, die sich anfängt: Quousque tandem abutere, Catilina, patientia nostra? (Wie lange, Catilina, willst du noch unsre Gedult mißbrauchen?)

Catilina gerieth in die äusserste Bestürzung, wagte es, sich zu vertheidigen, vermochte es aber nicht, — verließ die Versammlung und nachdem er erst mit den Verschwornen sich verabredet hatte, auch Rom, um nun von aussen her zu wirken. Diese sprengten nun

aus, er sei um ungerechten Verläumdungen und Verfolgungen zu entgehen, freiwillig aus Rom nach Marseille gegangen, aber Cicero, der es besser wußte, versammelte das Volk auf dem Markt und öffnete diesem die Augen. Die Verschwornen fuhren indessen fort, sich zu verstärken und hatten gute Hoffnung, noch größern Anhang zu erhalten, wenn Catilina nur erst mit einem Heer anrücken würde; ja sie suchten sogar auswärtige Völker in ihren vermessenen Bund zu ziehen, und dieser letzte Schritt verrieth vollends ihre Plane dergestalt, daß man vollgültige Beweise gegen sie hatte. Diese giengen dahin, daß während Catilina mit Kriegsvölkern auf Rom zog, sollte einer der Verschwornen das Volk von der Rednerbühne herab gegen den Cicero verhetzen, andere die zwölf Hauptquartiere der Stadt in Brand stecken, einer den Cicero, andere andere ermorden. Sogar Jünglinge von hohem Adel waren ausgewählt, ihre Väter und Weiber ihre Männer umzubringen. Da man nun mehrere Briefe der Verschwornen aufgefangen hatte, so wurden diese im Tempel der Eintracht, wo der Senat sich versammelte, geöffnet, und die Zeit des Läugnens war durch diese und unverwerfliche

Zeugen vorbei. Ganz Rom gerieth über diese Entdeckung in Erstaunen und Freude; Cicero erhielt den Namen „Vater des Vaterlandes" und den Göttern wurden Opfer dargebracht, weil sie das über Rom geschwebte Unglük abgewendet hätten. Nun war nur noch übrig, über das Schiksal der gefangenen Empörer zu entscheiden. Beinahe alle Senatoren stimmten für die Todesstrafe, nur Cäsar nicht, dem es darum zu thun war, wenigstens einige Unruhen im Staat zu erhalten, weil sie zu seinen eigenen Planen taugten; aber Cato von Utika gab den Ausschlag und „Tod" wurde das Losungswort. Die Verbrecher wurden im Stillen hingerichtet und der Konsul Cicero rief die Vollendung des Urtheilsspruchs mit den Worten: „Sie haben gelebt!" aus.

Welch ein Schrecken für Catilina, das Oberhaupt der Verschwörung, als er die Nachricht von diesem Ausgang derselben vernahm! Er versuchte nun das Letzte und marschirte mit ohngefähr zwölftausend Mann gegen Rom, aber da die Hiobsboten sich nur mehrten, so glaubte er, besser zu thun, sich nach Gallien zurük zu ziehen. Bei Pistoja trafen

er und Antonius, der vorhin sein Freund gewesen war, jetzt aber seine Rolle veränderte, auf einander und zwischen beiden begann eine Schlacht. Sie war sehr blutig und endete sich mit dem Fall des Rebellen Catilina, denn als er sein Heer geschlagen sah, rannte er verzweifelnd in die dikſten Haufen der Feinde, und wurde fechtend von ihnen durchbohrt. Antonius schikte seinen Kopf nach Rom, Sklaven und Diener begruben seinen Leichnam und die catilinarische Verschwörung hatte solchergestalt ein Ende.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

8°
Wagen
2,7

Wagenseil, Christian Jakob,

Historische Unterhaltungen für die Jugend

Bd.: 2.

Nürnberg 1817

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 10.155 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11246570-5